3.

Der Stier von Salzburg.

Kulturbild

aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts.

Von **Arthur Achleitner.**

Unterhaltungs-Theil

der

„Neuen freien Volkszeitung“.

München 1897.

Rotationsdruck und Verlag der „Neuen freien Volkszeitung.“

Ein schweres Gewitter prasselt hernieder auf die traumumfangene Stadt Salzburg, Blitze zucken aus den schwarzen Wolken, schwer rollt der Donner, der sich in den Bergen längs der Salzach bricht; klatschender Regen schlägt an die Scheiben der alten Häuser und erzeugt ein unheimliches Knattern auf den Wällen und Ringmauern der starkbefestigten Stadt wie auf dem holperigen, spitzsteinigen Pflaster der Höfe. Die Buchen und Fichten an den Steilhängen der Stadtberge ächzen sturmgepeitscht, in den Felsen seufzt es geisterhaft und gurgelnd schießen die Wasser die Schrofen hinab.

In den engen Gassen, auf den Plätzen, in den Höfen bilden sich rasch Tümpel, die der mit elementarer Gewalt herniederströmende Regen immermehr vergrößert. Wie ausgestorben ist die Stadt, die der Sturmgott heimsucht, nachtschwarz alles ringsum.

Nur aus einem der letzten Häuser der salzburgischen Ghetto, in der Judengasse, wo diese in den Heumarkt des südlichen Stadtheiles mündet, blinkt noch ein Licht aus einem Fenster des oberen Stockwerkes trüb und schwach.

Ein furchtbarer Blitzstrahl zuckt hernieder, die schwarze Stadt mit fahlem Lichtschimmer grell erleuchtend, ein gräßlicher Donner folgt, und hochauflodernd eine Flamme; der Blitz hat eine Fichte hart an der Ringmauer der stolzen Veste Hohensalzburg entzündet, die einer Riesenfackel gleich aufleuchtet in sturmdurchtoster Nacht, bis die Wasser des prasselnden Wolkenbruchs die Flamme ersticken.

Zahlreiche Fenster der Trutzburg sind erleuchtet, der blinkende Schein und die düstere Silhouette der mächtigen Veste hoch oben in den Lüften geben der Burg etwas Zauberhaftes Trutziges im Kampf der empörten Elemente.

Unerschüttert stehen die Wälle, Bastionen und Thürme der Zwingburg, sturmumweht, vom Gewitterregen gepeitscht, in Luft und Nacht ragend auf steiler Höh'. Blitze umzüngeln sie, doch fahren die gelben Schlangen immer seitlich zur Tiefe, hier in den Tann, der sich an die Wälle schmiegt, dort in die gurgelnden Wogen des wasserreichen Flusses.

Inmitten des Sturmgetöses ertönt plötzlich ein schaurig wilder Schrei wie aus gequälter Riesenbrust, ein entsetzlicher, furchtbarer Ruf, dröhnend, trutzig, machtgebietend, ein Ruf aus übermächtigen Kehlen, weithin hörbar, den Donner selbst überschreiend, übernatürlich, schreckenkündend.

Im Hause des alten Juden Daniel an der Judengasse, dessen eines Fenster in dieser Sturmnacht beleuchtet ist, wird klirrend das Fenster geöffnet und ein Mädchenkopf neigt sich über die Brüstung.

Wieder dringt dies fürchterliche Brüllen über die Stadt, erschrocken fährt der Mädchenkopf zurück; mit energischem Ruck schiebt sich nun die Gestalt des alten Juden ans Fenster.

Scharf mustert Daniel, dem der Sturmwind gierig in den langen, ergrauten Bart, fährt, die nächste Umgebung, die finsteren Häuser, den schwarzumgähnten Heumarktplatz, dann den wolkenverhangenen Himmel.

Bebend fragt das hinter dem Vater stehende Mädchen, die schlanke, schwarzhaarige Esther:

„Was siehst Du, Vater? Was kann es sein?“

Daniel schüttelt das Haupt.

Da hebt er den Blick zur Veste hinauf, sein Auge sieht die hellerleuchtenden Fenster der Zwingburg und im selben Augenblick brüllt es wieder aus den Lüften markerschütternd herab.

„Hah! Der Schrei kommt von Veste!“

„Wie sagst Du, Vater?“

„Kein Zweifel — das Gebrüll kommt von der Burg. Und es kündet wahrlich nichts Gutes!“

„Was kann es nur sein, Vater?“

„Ich vermag es nicht zu fassen, nicht zu deuten! Soll es ein neues Sprachrohr sein des gewaltigen, trutzigen Fürsten?

Weh' uns, wenn er auf solche Art uns seinen unbeugsamen Willen kündet.

„Du fürchtest für unser Volk, Vater?"

„Ja! Doch komm', wir wollen das Fenster schließen!"

Lautes Getrampel, Stimmengewirr, schwere Schläge gegen eichene Hausthore dringen durch die regenbegossene Gasse, Kommandorufe ertönen; mit Beilen und Morgensternen werden die Bewohner der Judenhäuser aus dem Schlafe geweckt.

Blitzschnell beugt sich der alte Daniel nochmals über die Fensterbrüstung und sieht hinunter. Auch vor seinem Hause steht eine Rotte Trabanten mit Fackeln, Beilen und Hellebarden, die auch an seine Thüre pocht.

Im ersten Schreck blickt der Alte wie gelähmt auf die nächtlichen Schergen; wohl hatte Daniel Kenntniß von der Judenaustreibung, die Kaiser Maximilian im Jahre 1496 auf Ersuchen der Landschaft im Herzogthum Steyer vorgenommen unter der Anschuldigung, daß die Juden „dem hochwürdigsten Sakrament viele Unehre und Schmach erzeiget, junge christliche Kinder jämmerlich gemartert, getödtet und ihr Blut zu ihrem verstockten verdammlichen Wesen gebraucht, daß sie mit falschen Briefen, Insiegeln und mit anderen Sachen die Leute mannigfaltig betrogen und in das Verderben gesetzt hätten."

Daß aber Erzbischof Leonhard nun auch in Salzburg mit einer Judenaustreibung beginnt, das überrascht den sonst weit ausblickenden Daniel im ersten Augenblick doch. Die Frage Esther's, was denn bei Fackelschein unten vorgehe, ruft bei Daniel sofort die alte Thatkraft zurück und sich zu Esther wendend, ruft er erschütternd:

„Weh' uns, Kind! Die bischöflichen Schergen holen das auserwählte Volk und schleppen es von dannen. Sie werden rauben, morden, sengen und brennen."

„Droht auch uns Gefahr?"

„Schon stehen die Häscher des Bischofsfürsten vor unserem Thore."

„Weh' uns, Vater!"

„Fasse Dich, Esther! Gewalt geht vor Recht. Des Keutschachers Gewalt wird die Stadt noch zu fühlen bekommen. Vertreiben kann er uns, verjagen wie räudige Hunde, aber wir

werden wiederkommen und von unserem klingendem Besitz wird sein Schatzmeister nichts empfangen!"

„Vater! Meine schönen Kleider, die Juwelen —?"

„Laß' die Kleider, wo sie sind! Schmuck und Werth ist längst geborgen. Doch nun will ich den ungestümen Schergen öffnen, Widerstand erbittert nur die rohe Gewalt!"

Aufschluchzend wirft sich Esther dem zur Stubenthüre schreitenden Vater in die Arme und ihre zuckenden Lippen flüstern:

„Oeffne nicht!"

Sanft drängt Daniel seine Tochter zurück; das dringlicher werdende Gepolter unten treibt ihn zur Eile.

„Komm, Esther! Es muß sein, Jehova wird uns schützen gegen die Feinde," ruft Daniel und eilt mit dem Windlicht die Treppe hinab, um den Querriegel am Hausthor zurückzuschieben.

Esther ist ihm zitternd gefolgt und starrt nun mit weit geöffneten Augen auf das sich bei Fackelschein abspielende nächtliche Schauspiel.

Kaum spüren die Schergen das Oeffnen des Thores, da drücken sie johlend herein und greifen sofort den Juden. Wildes Geschrei tönt durch den gewürzduftenden schwarzen Flur; immer mehr Kriegsknechte drängen nach.

Fassungslos steht Esther, wie gelähmt. Rauhe Fäuste fassen das Mädchen am Handgelenk und Worte groben Spottes dringen in Esther's Ohr. Der Schergenhaufe brüllt wirr durcheinander, daß der Alte ausliefern solle, was an Gold und Silber tragbar sei; es müsse Alles ausgehändigt und in den Fronhof gebracht werden.

Vergebens betheuert Daniel, daß bei einem Gewürzkrämer Kostbarkeiten nicht zu finden seien. Ein derber Schlag auf den Mund durch die Faust eines Trabanten verhindert jede weitere Versicherung und eine gröhlende Stimme donnert durch den Flur: —

„Der Jude lügt! Durchsucht das Haus, schleppt heraus, was Ihr findet. Den Alten und die Tochter bringt auf die Veste, so heischt der Befehl."

Mit schlotternden Knieen und bebenden Lippen stottert Daniel:

„Auf die Veste — wir sind verloren!“

Dann wird der Alte geöffnet, auch Esther werden die Arme auf den Rücken gebunden und unter Püffen und Schlägen werden Beide hinausgetrieben in die Wetternacht, indeß die Schergen das Judenhaus mit Fackeln durchsuchen und ausrauben.

Aus den Nachbarhäusern gellen fortwährend Töne der Angst und des Schreckens; die Kriegsknechte reißen Kinder von der Mutterbrust, stoßen Knaben und Mädchen aus den Gemächern, zerren Weiber weg, schlagen Männer und Greise und treiben sie vom schützenden Port hinweg in Ketten unter betäubendem wüsten Lärm.

Grell leuchten die Fackeln in dieses nächtliche Elend und unbarmherzig durchnäßt der Gewitterregen die nothdürftig bekleideten Judenfamilien, die gleich Hunden durch die Gassen getrieben werden.

Schaurig roth glüht der Fackelschein aus den Häusern; bald qualmt es aus den Fenstern, die Knechte stoßen ihre Lichter in die Betten, zertrümmern Tische und Kästen, es lodert auf, glühende Flammen züngeln empor, ergreifen Balken und Gespärr, und je gieriger die Lohe überspringt und das Feuer sich verbreitet, desto wilder tönt das Geschrei der Schergen, die das Judennest ausbrennen.

„Die Judengasse brennt, Tod den Juden,“ brüllt die Schergenschaar.

Aus den benachbarten engen Gäßchen flüchten die Leute schier nackt auf die Plätze und Höfe, die Verwirrung, den Schrecken vermehrend. Trabanten haschen nach Weibern und Mädchen in wilder Lust, es stürzen Greise und Kinder, aus den Fenstern fliegen Kleider und Betttheile, Golter, Leilachen, klirrend schlagen Küchengeräthe zerschellend auf dem Boden auf, und das entsetzliche Chaos beleuchtet das wabernde Feuer brennender Häuser.

Wohl suchen die Bürger aus den benachbarten Häusern an Geräthen zu retten, was von Menschenhand im fürchterlichen Durcheinander und in sinnloser That zu bergen ist, das

Feuer in den Judenhäusern jedoch läßt man weitergreifen, selbst auf die Gefahr des Ueberspringens der Flammen hin. Neue Sturzregen dämpfen jedoch die Brunst.

Den allgemeinen Schrecken erhöht der geisterhafte Schrei von der Burg, der das entsetzte Volk in die Kniee sinken läßt. Ist's der Weltuntergang? Brüllt Beelzebub Seelen fordernd? Ist die Hölle los?

Krachend stürzen die Judenhäuser ein, ein Funkenmeer stiebt auf zum grollenden Firmament, Qualm und Rauch erfüllt die Gassen, von Thürmen und Kirchen gellen Hornrufe und Glockensignale, man läutet Sturm und ein neues Gewitter entladet sich prasselnd über die arme, heimgesuchte Stadt.

Und wie der Tag graut und Nebelschwaden vom Flusse aufsteigen, ist das Unwetter verwichen wie die Schergenschaar; nur rauchende Balken, ein Schuttmeer, verkohltes Hausgeräthe und Scherbenhaufen geben Zeugniß von der plötzlich gekommenen nächtlichen Zerstörung, einer grausamen Vernichtung zahlreicher Existenzen und Siedlungen.

Verstört beziehen die Bürger wieder ihre Heimstätten und besprechen das Unheil; von Ohr zu Ohr, die Schergen fürchtend, flüstert man sich Muthmaßungen über den unerklärlichen gräßlichen Schrei in der verflossenen Schreckensnacht. Und die Thurmwächter schauen lange dem Zuge fortgetriebener Juden nach, bis sich die Gestalten des Jammers und Elends in der Ferne verlieren.

In den Prunkgemächern der Veste auf Hohensalzburg fluthet heller Lichterschein auf die kostbaren Möbel und venetianischen Geräthe, mit denen die Räume geschmückt sind. An einem Tische labt sich die hohe Gestalt des Erzbischofs Leonhard, in weißen Habit gekleidet, an einer Kanne köstlichen Malvasiers, indeß in respektvoller Entfernung ein Diener der Befehle des Landesfürsten harrt.

Die fahlen Blitze und der schwergrollende Donner veranlassen den Kirchenfürsten, an eines der Burgfenster zu treten. Leonhard richtet sich hoch auf, kraftstrotzend steht seine mächtige Gestalt, die mehr an einen Kriegsherrn gemahnt trotz der Klosterkleider, denn an einen Mann der Kirche.

Der Erzbischof reckt und streckt sich in den wuchtigen Gliedern, stolz wirft er das Haupt zurück in den dicken Nacken und schwer legt er die ringgeschmückte Hand auf die Fensterbrüstung.

Der Kampf der Elemente in Gottes freier Natur, das Ringen durch Sturm um den Sieg, das entspricht seinem eigenem Naturell, seinen Gefühlen. Wie da unten am Hang sich die Bäume ächzend beugen, so ähnlich sollen sich krümmen vor seiner Macht die Feinde seines Reiches, die ungefügen Bürger und ungetreuen Ritter, und wollen sie es nicht, so soll sie Gewalt dazu zwingen.

„Die Pest über Renitenz und Ungehorsam!“ zischt es von den wulstigen Lippen des Stiftsfürsten und wuchtig schlägt seine Faust auf das Fenstergesims.

Kaum zuckt Leonhard's Gestalt beim Niederfahren eines Blitzstrahles in nächster Nähe, doch wie die gezündete Fichte unten am Wall aufloht in grausig-schöner Beleuchtung, da reißt der Erzbischof klirrend das Fenster auf und beugt sich hinaus, das nächtlich schauerliche Schauspiel besser zu besehen. Dann tritt Leonhard mit schweren Schritten zurück in's Gemach und herrscht den Diener an:

„Hol' mir den Ilsung und hernach den Kanzler Mändl!“

Unter tiefen Bücklingen vor dem gestrengen Herrn und Gebieter entfernt sich der Diener, um nach kurzer Zeit den dürren Rechtsgelehrten in die Prunkstube einzulassen.

Hochaufgerichtet, in Mitte des Gemaches stehend, empfängt Leonhard seinen Berather, der unter tiefer Verbeugung einen forschenden Blick auf den Fürsten richtet und mit fistelnder Stimme nach dem Begehr des gnädigsten Herrn und Seiner fürstlichen Gnaden fragt.

Dröhnend klingt es von des Keutschachers Lippen: „Ist Alles bereit für den Schlag in heutiger Nacht?“

„Ja wohl, hochfürstliche Gnaden. Wohlerwogen und ausgefertigt; der Kanzler Doktor Mändl hat den Befehl rechtzeitig hinabgelangen lassen.

„Ist das Horn in Ordnung gesetzt zum sofortigen Gebrauche?“

„Ja wohl, hochfürstliche Gnaden! Es kann der Ruf sofort ertönen!“

„Gut! Es soll der erste Ruf des neuen Werkes künden der renitenten Stadt und dem vermaledeiten Judenpack in kräftiger Weise meinen fürstlichen Willen, der niederbeugt, was sich entgegenzustellen erkühnet. Die starke Musik soll spielen zum Abzug der Wucherer und Juden, sie paßt zu Sturm und Wetter!“

„Laß Er, Ilsung, sofort den Ruf ertönen durch den Balgtreter, dreimal, laut und kräftig, auf daß es die Schlafmützen unten in der Stadt auch vernehmen im weichen Pfühl! Dann komm' Er wieder, Ich habe mit Ihm zu reden!“

Mit stolzer Handbewegung entläßt Leonhard den Adlatus, der erwartungsvoll über die Klangwirkung den Befehl weiter gibt und dann in das Gemach zurückkehrt.

Leonhard harrt am Fenster des Orgelspiels und bedeutet Ilsung, sich neben ihn zu stellen.

Der unablässig herniederzuckenden Blitze halber zögert Ilsung, und spöttisch meint Leonhard:

„Fürchtet Er sich? Dürr und klein ist Er allerdings! Doch die Burg ist fest, laßt es stürmen und toben. Bald wird es stürmen auch im Lande ringsum, und wie Gewitter die Luft reinigt, soll der Sturm reinigen das Erzstift von unsauberen Elementen. Ha, das Horn ertönt!“

Schaurig, wild, klagend, stöhnend und doch wieder trotzig brüllt das Orgelhorn hinaus in die stürmische Nacht, einem Stiergebrüll ähnlicher als einem harmonischen Orgeldreiklang.

Lachend, erfreut über das Toben des musikalischen Ungethüms, ruft der trutzige Gebieter: „Da capo! Bravo!“

Und wieder brüllt das Horn über die schwarzumnachtete Stadt. —

Scharf blickt der Erzbischof hinunter. Wie dann Fackelschein sichtbar wird, der sich gegen die finstere Judengasse hinzieht, reckt Leonhard die wuchtige Gestalt, seine Fäuste ballen sich und grollend spricht er:

„Nun mag beginnen der Tanz. Ich will frei haben Meine Stadt von Betrügern und Blutsaugern. Jagt die Brut von dannen!“

Trotz der kühlen Nachtluft beugt sich nun auch der fröstelnde Gelehrte weit ins Fenster hinaus, um des zu erwartenden grausigen Schauspieles ganz theilhaftig zu werden. Dabei spricht er fröstelnd:

„Euer hochfürstliche Gnaden haben völlig recht. Doch dürfte in den Kammergefällen der Ausfall nach perfektuirter Judenvertreibung aus hochfürstlicher Stadt und Hallein bald zu spüren sein.“

Leonhard's Wangen färben sich gluthroth und eine trutzige Zornesader tritt sichtbarlich hervor:

„Die Gefälle, bah! Was schert Mich das. Gereinigt soll die Stadt werden von diesem Gesindel, gleichwie der Kaiser Steyer purificirte und kein Jude soll fürder mehr ohne Meine spezielle Erlaubniß das Erzstift betreten. Bring' Er morgen Meinen Willen schriftlich dem Kanzler: Die Erlaubniß in dringenden Fällen wird nur gegen Leibeszoll ertheilt und nicht über eine Stunde erweitert. Die Judenhäuser sollen gleich Ställen gereinigt werden. So will Ich's, so befehle Ich's!“

„Sehr wohl, hochfürstliche Gnaden! Doch wann wollen hochfürstliche Gnaden den zu spezieller Haft befohlenen Juden Daniel vorführen lassen und inquiriren?“

„Das kann noch in heutiger Nacht geschehen. Sobald der Jude ausgehoben ist, soll er heraufgebracht und mir vorgeführt werden. Hah! Die Trabanten sind bereits an der Arbeit. Hört Er, Ilsung, das Toben und Gezeter der Judenhunde?! Glaub' es: Ist nicht angenehm bei Nacht und Sturm aus dem Pfühl zu müssen. Doch fort muß die Brut!“

„Um Gotteswillen, hochfürstliche Gnaden! Die Schergen legen Brand in die Häuser,“ stottert erschrocken Ilsung.

„Um so besser! Solche Nester sollen ausgebrannt werden mit allem Ungeziefer. Das purificiret gründlich.“

Entsetzt, frostdurchrüttelt, bebend vor Mitleid starrt Ilsung hinab zum schaurigen Schauspiel. Leonhard aber reibt sich, je gieriger die Flammen um sich greifen, desto vergnügter die wuchtigen Hände und ruft dazu:

„Nur drauf und drein! Fort mit der Brut!“

Der dritte Ruf gellt hinab in die qualmende, rothglühende Stadt.

„Bravo! So ist's recht! Ein wackeres Instrument, Mein Horn! Sollst noch öfter künden Meinen Willen, Meine Macht! — Doch nun wollen wir uns laben nach dem erhebenden Schauspiel. Komm Er, Ilsung, an den Tisch, wir wollen eine Kanne Etschländer Röthel leeren auf das Gelingen Meiner großen Pläne im Erzstift!“

Sich tief verbeugend, dankt Ilsung für die hohe Ehre und Auszeichnung, indeß Leonhard dem Diener befiehlt, Etschwein zu bringen, und dann die Rede wieder an Ilsung richtet: „Er hat das nächtliche Schauspiel wohl etwas schaurig empfunden, was? Ein Gelehrter des Rechts soll jedoch nicht weichfühlig sein. Wenn Ich Ihm sage, daß der Wucher überhand genommen, daß die Judensippe Meinem Bergbau gefährlich, die Bedrückung des christlichen Volkes unerträglich geworden ist, so wird Er die Vertreibung eher begreifen. Ich bin ja noch gnädig im Vergleich zu Eberhard III., indem Ich die Brut fortjage, anstatt sie in den Flammen umkommen zu lassen. Gnädig, sage Ich, Ilsung!“

„Gewiß, hochfürstliche Gnaden. Huldvoll und gnädiglich. Doch schmerzlich wird es für die Leute sein, Hab und Gut verlassen zu müssen, hart für Weiber und Kinder, in die Sturmnacht hinausgestoßen zu werden — —“

„Warum sind sie Juden!“

„Hochfürstliche Gnaden! Dafür können sie doch nichts!“

„Ich aber auch nicht. Lästigen Geziefers entledigt man sich immer. Doch rede Er mir nicht länger von dieser Sippe. Hier, Islung, trinke Er, der Wein ist gut und wärmt.“

Mit einer Armbewegung weist Leonhard auf den Tisch und die vom Diener gebrachten Humpen und labt sich selbst mit einem mächtigen Schluck, welchem Beispiel Ilsung jedoch nur nippend folgt.

Sich nach seiner Gewohnheit mit mächtigem Ruck aufrichtend zur ganzen Größe seiner imponirenden Gestalt und zugleich die Habitsärmel etwas zurückschiebend, wie um besser nach dem Humpen greifen zu können, wendet sich Leonhard abermals zu Ilsung und spöttelt gutmüthig:

„Sag' Er, Ilsung. Sind Alle seiner gelahrten Zunft solche Weinverächter? Er nippt wie eine züchtige Dirn vom

Rebensaft und doch deucht Mir, könnte Rebenblut seinem hageren Körper nur zu Nutze sein. Er studiret zu viel und vernachlässigt die Leibespflege. Ich brauche aber hinfüro Meinen Ilsung noch zu großen Dingen, drum schaff' Er Blut in seinem Leib!“

Ehrerbietig sich verneigend und die gluthvollen Augen schließend erwidert der Gelehrte:

Unterthänigen Dank Euer hochfürstlichen Gnaden für gnädig bezeigtes huldvolles Wohlwollen, dem würdig zu erweisen ich fürder mehr denn je bestrebt sein werde. Meine Wissenschaft schafft steht nur im Dienste hochfürstlicher Gnaden, mein Kopf wie mein nur allzu dürrer Leib gehört Euch, mein Herr und Gebieter!“

„Ich danke Ihm, Ilsung. Doch nun gehe Er und schicke Er Mir den Kanzler!“

Indeß sich der Rechtsbeistand unter tiefen Verbeugungen entfernt und auch der Leibesdiener sich in's Vorgelaß zurückzieht, tritt schweren Schrittes der Erzbischof abermals zum Fenster und blickt zur Stadt hinab, die still und schwarz, von Regenschauern überschüttet, tief unten liegt.

Nur schwere Qualmschwadern über dem Judenviertel erinnern noch an die schaurige Feuersbrunst und die Greuel der verwichenen Stunden. Sinnend ruht des Bischofs Auge auf dem düsteren Nachtbilde, doch streng und unerbittlich sind seine Gedanken, hart sein Sinn, der auf Großes gerichtet, rücksichtslos über Menschengeschicke und Zeitverhältnisse hinwegschreiten muß, um das Ziel dereinst zu erreichen zum Glanz und Wohl des Erzstiftes Salzburg.

So vorgerückt die Stunde um Mitternacht auch ist, Leonhard verspürt keinen Schlaf und keine Ermüdung. Die Brunst, das schaurige Schauspiel der auf seinen Befehl vorgenommenen Judenaustreibung haben ihm die Sinne wohlthuend erregt, der Gewaltmensch empfindet durch Gewaltthaten Befriedigung.

Nur eine Frage berührt ihn augenblicklich stärker als das seinen jüdischen Unterthanen zugefügte namenlose Leid und Elend: Die Bedrängungen seiner Gläubiger, die Geldnoth der fürstlichen Kasse, für deren Beseitigung sich Leonhard keinen

Rath weiß. Zwar ist zu hoffen, daß die Bergwerke des Gasteiner Thales schon in Bälde guten, ja reichen Ertrag liefern werden, doch fehlt es augenblicklich an Mitteln, die ungestümsten Gläubiger zu befriedigen und Verpfändetes zurückzulösen.

Wie wohl thäten ihm jetzt die 3000 Dukaten, mit welcher Summe Leonhard dem Domkapitel verpfändete Güter zurückbrachte und es schuldenfrei machte. Und dann der ungeberdige Ritter Wisbach.

Schier zuckt der Erzbischof bei dem Gedanken an diesen Mann zusammen, vor seinem geistigen Auge zieht das Schreckbild schwerer Fehde, blutiger Kriegsgreuel auf, die Leonhard auf dem Gewissen haben wird wegen rückständigen Kriegssoldes an den Ritter und Kriegshauptmann des Bayernherzogs Georg von Landshut.

Feuer und Blut überall, Noth und Empörung. Nur hier heroben auf der stolzen, uneinnehmbaren Veste ist Ruhe und Frieden, Glanz und Macht. Nur drängen böse Gedanken auch durch die Wälle und Mauern.

„Mändl muß helfen,“ flüstert der Erzbischof vor sich hin. „Vielleicht ist den Juden genügend an Werth und Geschmeide abgenommen, um aus dessen Erlös die grimmigsten Gläubiger zu befriedigen. Den Wisbach muß Ich vom Halse kriegen, er bedeutet Elend für mein Land, und Meine christlichen Unterthanen muß Ich schützen vor der wilden Furie des Krieges!“

Ein leises Klopfen an der Thür weckt den Erzbischof aus seinem Sinnen; Leonhard fährt sich mit der flachen Hand über das Haupthaar, als wollte er die trüben Gedanken verscheuchen und gebietet mit seiner drohenden Stimme Eintritt.

Durch die Thür schiebt sich die schier faßrunde Gestalt des Kanzlers Doktor Mändl, dem der Talar in dicken Falten vom Schmerbauch fällt und dessen kupfernes Gesicht auf den ersten Blick die Neigung zu ausgiebigem Weingenuß verräth.

Wenn sonst der Erzbischof jede Gelegenheit benutzt, um sich über seines Kanzlers gutgenährtes Aussehen und die Weinnase lustig zu machen, diesmal winkt er ernst den Kanzellarius an den Tisch, tritt selbst rascher als es sonst seine Art ist, hinan und beginnt in hastiger Weise zu fragen:

„Wie ist's Mändl? Ist Mein Befehl vollzogen?"

„Gnädigster Herr und Gebieter! Nach dem Bericht des Trabantenführers ist die Stadt gesäubert, das Judenpack von dannen getrieben, bis auf den alten Daniel und seine Tochter. Was den Juden abgenommen ward, ist zur Sichtung einstweilen in Hochdero Haus unten in der Stadt unter Verschluß gebracht. Der Jude Daniel und seine Tochter sind arg durchnäßt auf der Veste!"

„Was soll's mit der Tochter? Die habe Ich ja nicht verlangt!"

„Gnädigster Herr wollen in Gnaden verzeihen: Die Schergen haben selbe mit dem Vater eingeliefert und das stolze, schöne Mädchen über den Wall zu werfen, entbehre ich bis zur Stunde gemessenen Befehles!"

„Wie ist's mit neuerer Kunde wegen des Wisbach, Mändl? Sind die Boten zurück aus Bayern? Er versteht doch, was Ich meine?"

„Die Kunde ist schlecht, gnädigster Herr! Die Boten sind ohne Zusage für Hilfe zurückgekehrt und der Wisbecker droht seit des abschlägigen Bescheides auf seine unmäßige Forderung für die geleisteten Kriegsdienste Ew. fürstliche Gnaden, seine Forderung nunmehro mit Gewalt durchzusetzen."

„Wie sagt er: mit Gewalt?"

Sichere Kunde ist eingelangt, daß der förmliche Fehdebrief in Bälde zu erwarten sei."

„Also wirklich Gewalt," schreit aufspringend Leonhard und schlägt seine wuchtige Faust schwer auf den Eichentisch, so daß die Kannen hüpfen.

„Gewalt heischt wieder Gewalt. Ich bin nicht gewillt, Mir Trutz bieten zu lassen und werde dem Wisbacher mit Gewalt zu begegnen wissen. Fertige Er den Bannbrief aus, bescheide Er Mir für morgen Früh den Kriegshauptmann auf die Burg. Will der Wisbecker den Krieg, so soll er ihn haben mit aller Kraft."

„Hochfürstliche Gnaden Befehl wird pünktlichst zur Ausführung gelangen, doch wollen mein gnädigster Herr und Gebieter bedenken, daß die wenigen uns zur Dispositio stehenden Fähnlein Fußvolk kaum gegen den mächtigen Wisbeck ins Feld

gestellt werden können, und daß zum Anwerb neuer Soldtruppen die Münze fehlt!"

„Die Pest über den Wisbeck. Verpfänd' Er Gastein für einige Jahre, Mändl, der Pfanderlös soll die Mittel zur Fehde gegen den schamlosen Ritter geben."

„Ew. Gnaden möchte submissester Diener zu erwägen geben, daß vorzeitige Verpfändung der Bergwerke Gasteins uns jede gewinnbringende Nutzung pro futuro schädigt, ja gefährdet."

„Ich muß und will aber Krieg führen gegen den Ritter!"

„Hochfürstliche Gnaden wollen gnädigst einige Tage verstreichen lassen; Zeit gibt Rath —"

„Hofft Er, Mändl, auf ein Resultat aus der Hinterlassenschaft —"

„Wenn ich die Wahrheit andeuten darf: Nein! Die Juden dürften aus den Ereignissen zu Steyer die Folgerung gezogen haben, daß über kurz und lang das gleiche Schicksal auch über sie zu Salzburg hereinbrecheu werde, und auch die Beseitigung von Geld und Werth lag sehr nahe."

„Die Pest über das Gesindel! Dann hätten wir nur die Purificatio zum Nutzen? Und der Jude Daniel soll der reichste der Sippe sein?"

„Just er wird der Erste gewesen sein, der Alles in Sicherheit gebracht, als der Schlaueste der Salzburger Juden."

„Verdammt soll er sein, wenn dies wahr ist!"

„Ich fürchte, es ist so!"

„Ich will den Juden selbst inquiriren, ihm auf den Zahn fühlen mit der Zunge Kunst. Befolge Er die ertheilten Befehle und schicke Er Mir das Pack sofort fort. Das Weitere dann morgen. Geh' Er, Mändl!"

Zappelnd schiebt sich nach devoter Verabschiedung Mändl's runde Gestalt zur Stube hinaus.

Leonhard geht schweren Schrittes zornglühend auf nud ab; ihm benimmt des Kanzlers Andeutung schier den Athem, grimmig stößt er abermals ein Fenster auf und läßt die kühle Nachtluft auf seine heiße Stirn wehen.

Von zwei Trabanten begleitet, wird Daniel und dessen

Tochter in das Prunkgemach geführt. Jäh wendet sich der Fürst um und seine unheilkündenden Augen mustern den gebeugten Juden, der von Frost durchrüttelt im durchnäßten Kaftan gefesselt seines Schicksals harrt.

Stolz aufgerichtet, die Arme auf den Rücken gebunden, steht inmitten des Gemaches Esther, der des Wetters Unbilden das rabenschwarze Haar aufgelöst und die Kleider in völlige Unordnung gebracht.

Starr blickt das Mädchen dem Kirchenfürsten ins Antlitz, mit keiner Wimper zuckend, so sehr auch die Fesseln an den Handgelenken schmerzen und ins Fleisch schneiden.

Ueberrascht steht Leonhard vor dem Paare; die märchenhafte Schönheit Esthers wirkt wie ein Traum des Morgenlandes auf seine Sinne, das Ebenmaß der schlanken Gestalt mit herrlichen Formen, das feingeschnittene Profil vereinigt sich zu einer wahrhaft königlichen Erscheinung, die trotz Fesseln und wirrer Kleidung hoheitsvoll und gebieterisch den prunkvollen Raum beherrscht.

Seltsam heiß rollt Leonhard das Blut durch dem mächtigen Körper, er, der gewaltthätige, rücksichtslose Herrscher fühlt einen Taumel im Gehirn, einen ungeahnten Kitzel in den Adern; es dehnt sich seine mächtige Brust, schwer geht der Athem, die Wangen röthen sich, Schweißtropfen treten auf die starkgewölbte Stirn und feuchten den wuchtigen Nacken.

Noch hat es keinen Sterblichen gegeben, der Eindruck auf den Gewaltfürsten gemacht und dieses junge Judenmädchen macht seine Sinne wirr, die hoheitsvolle Schönheit Esther's läßt den Riesen erzittern und seine Seele beben.

Wie um seiner Erregung Herr zu werden, befiehlt rauh und barsch der Fürst den Knechten:

„Löst die Fesseln und wartet draußen!"

Kein Laut dringt von den Lippen der Befreiten, sie stehen stumm, den Blick fest auf den Fürsten gerichtet.

Nur die Lichter im Gemache knistern.

Leonhard, ein Meister der Rede, der berühmte Dorfprediger und gewandte Probst von Oeberndorf, fühlt eine Befangenheit, die er für unmöglich gehalten.

Ihm ist's, als sei seine Kehle zugeschnürt; vergeblich

ringt er nach Worten im Gefühle, diesem Wesen unmöglich mit rauher Gewalt begegnen zu können.

Und kein Wort der Klage, des Schmerzes äußert dieses ungleiche Paar.

Daniel und Esther bleiben stumm; senkt der Alte den ergrauten Kopf aus Ermüdung, um so stolzer trägt Esther das sturmzerzauste Haupt und richtet stumm und fragend das erwartungsvolle Auge auf den Fürsten.

Dicke, rothe Striemen weisen des Mädchens Handgelenke, rünstig geschlagene Wülste die edel geformten Arme, doch achtet Esther dieser nicht und steht bewegunglos wie aus Stein gemeißelt.

Leonhard schiebt nach seiner Gewohnheit die weißen Habitärmel zurück und wischt sich die Schweißtropfen von Nacken und Stirne.

Spröden Tones, ganz gegen die sonstige Art, stottert Leonhard heraus:

„Was soll's mit Euch?"

Daniel zuckt zusammen, doch marmorn steht Esther, die Lippen öffnen sich, glänzend weiße Perlenzähne glitzern entgegen, ruhig gleiten die Worte über die zarten Lippen: „Das müßt Ihr wissen, Herr!"

Ein Ruck geht blitzartig durch Leonhard's gewaltigen Körper und scharf graben sich seine gelben Zähne in die wulstigen Lippen.

Dann öffnet er den Mund wieder, nach Luft ringend. Schier pfauchend ruft er:

„Red' Er, Jud! Ihm allein von der ganzen Sippe soll glimpflicher Abzug bewilligt, so er angibt, wo seine Genossen des Landesherrn Eigenthum verborgen, vergraben und sonstwie beseitigt haben!"

Mühsam richtet sich Daniel auf, mit müdem Blick auf den in glühender Hitze befindlichen Fürsten:

„Gnädiger Herr! Ich kann nicht dienen mit Auskunft über Dinge, die mir nicht bekannt. Habt Ihr die Juden vertrieben, soll auch ich es nicht besser haben, denn auch ich gehöre zum auserwählten Volk!"

„Keine Ausflüchte, Jud'! Du spielst um Dein Leben!"

„Wie Ihr wollt, Herr! Nach den Greueln der heutigen Nacht kann mir altem Mann ein rasches Ende nur willkommen sein!“

„Das wird sich finden. Wo sind die Schätze Deiner Sippe? Sie sind Mein Eigenthum!“

Fassungslos starrt Daniel den Fürsten an.

In Esther's Gestalt kommt mit einem Male Bewegung, die Wangen röthen sich, hastig schießen die Worte hervor:

„Euer Eigenthum? Wenn dem so ist nach uns unbekanntem Recht, dann sucht es doch selbst in den niedergebrannten Häusern. Mitzunehmen haben Euere Schergen nichts verstattet als das nackte Leben!“

„Ja, Herr, so ist's gewesen,“ bestätigt der zitternde Alte.

Zornig einige Schritte vortretend, grollt Leonhard:

„Ihr lügt alle beide. Mit Pike und Schaufel wird man das Mir vorenthaltene Gut schon zu heben wissen. Wo aber hast Du, Jud, die Schätze vergraben?“

„Herr, ich war ein schlichter Gewürzkrämer und besitze nichts als mein Leben und meine Tochter Esther, die Jehova beschützen möge in dieser schlechten Welt!“

„Heraus mit dem Geständniß, Jude! Oder es soll Dir die Tortur die Zunge lösen.“

„Ich habe nichts und kann auch nichts weiter angeben, da mir nichts bekannt. Sollten meine Glaubensgenossen ihren Besitz unkluger Weise in den Häusern vergraben haben, werden Eure Diener ihn unschwer zu finden wissen.“

„Wo hast Du den Meinen christlichen Unterthanen abgewucherten Reichthum verborgen, verdammter Jude?“

„Ich besitze nichts, o Herr!“

„Du lügst,“ brüllt wilderregt Leonhard, und seine gewaltige Faust greift Daniel schwer am Nacken, hebt den Juden vom Boden empor und trägt ihn an's Fenster.

„Gestehe, Jud, oder Du endest unten!“

Mit diesen Worten hebt Leonhard den alten Juden zum Fenster hinaus und hält ihn frei über den gähnenden Abgrund.

Mit weitaufgerissenen Augen starrt Esther auf den Fürsten, in dessen nerviger Faust das Leben des Vaters hängt.

Ein Schauder fliegt durch ihre zuckende Gestalt, ihre rechte Hand sucht hastig im Sack ihres Kleides, der Stahl eines Stilets blitzt im Lichterschein und mit einem Satze springt Esther dem Erzbischof an die Brust und stößt zu.

„Verdammte Katze,“ pfaucht haßerfüllt Leonhard, reißt den Juden zum Fenster herein, wirft ihn gegen Esther's schlanken Leib und zieht die Spitze des schwachen Stilets aus dem dicken Klosterhabit, der den Stahl abhielt, tiefer einzudringen.

In grimmer Wuth brüllt Leonhard nach den Trabanten und befiehlt, das Judenpack in den tiefsten Thurm zu werfen.

Lange noch schreitet Leonhard in seinem Gemache auf und ab, um das tobende Blut zu beruhigen. Und liebkosend streicht seine Hand dann über den weißen, dicken Habit:“

„Hab' Dank, du klösterliches Kleid, für deinen Schutz! Du sollst in Ehren gehalten werden Mein Leben lang.“

Ein herreicher Sommermorgen ist der Schreckensnacht gefolgt, ein prächtiger, klarer Himmel blaut über der reingewaschenen Stadt; goldiger Sonnenschein glitzert in den Scheiben und bestrahlt die Thürme wie die trutzigen Quadern.

Helles Grün schimmert herab vom Gehänge des Mönchsberges, untermischt mit dem ernsten Schwarzgrün der Tannen und Fichten, und freundlich mildern die Buchen die Starrheit der Felsenschrofen des gegenüber aufragenden Immerberges.

Der Kranz sonnenvergoldeter Berge grüßt herein in die steingefügte, mauernumwallte Stadt, lockend, freiheitverheißend, und im lichten Sonnenglanze ruft selbst die starkbefestigte Burg einen friedlicheren Eindruck.

Weht es kühl aus den Steinmauern der Stadthäuser, so durchzieht wonniger Lebenshauch behaglicher Wärme die Gassen und Höfe.

So groß der Schrecken über die Greuel der verflossenen Nacht gewesen, so froh empfinden die Bürger den wonnigen Morgen; man läßt den warmen Odem willig durch die allenthalben geöffneten Fenster ein, die Kinder tummeln sich vor den Häusern in froher Jugendlust, unbekümmert um rauhe Kriegsknechte, die zeitweilig vorüberziehen.

Ein großer Theil der Bürgerschaft und Zünfte umsteht

die Brandstatt an der Judengasse und bespricht scheu nach etwaigen Schergen blickend, das Ereigniß der Judenaustreibung. Schier mitleidig bestrahlt die Sonne die Schutthaufen und verkohlten Balken der vernichteten Siedlungen.

Schwarzgeräuchert sind die Anrainerhäuser, deren zersprungene Fenster noch Zeugniß geben von der Hitze des nächtlichen Brandes. Der Erzbischof hat gründlich arbeiten lassen; kein Jude ist mehr zu finden in der Stadt.

Salzburg ist befreit. Ein machtvoller Mann der Keutschacher. Die Stadt ist die Wucherer los. Und mancher Bürger einen unbarmherzigen Gläubiger. Aber ein seltsam Gefühl beherrscht den größten Theil der Bürgerschaft: Hat man bei aller Genugthuung über die Judenvertreibung eine Gewähr, daß es eines Nachts dem Fürsten nicht beifällt, auch ihm unliebsame christliche Bürger von dannen treiben zu lassen?

Schon springt Leonhard mit dem Stadtrecht und alten Gewohnheitsrechten um, als gäbe es für ihn nicht Recht, noch Brief und Siegel.

Er hat sich überworfen mit Rittern- und Bürgern, er bedroht durch Gewaltthaten selbst den „geschworenen“ Rath, es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, daß der von seiner Landeshoheit durchdrungene rücksichtslose Bischof auch die Stadt der kaiserlichen Privilegien entkleidet.

Ein Kirchenfürst, der patriarchalische Sitten und Gebräuche, das altgewohnte Stadtregiment bekämpft, wird nicht erlahmen im Ringen, der Stadt völlig mächtig zu werden, sie zu unterjochen und ganz unter seine Hoheit zu bringen. Dem Keutschacher ist jede Gewaltthat zuzutrauen, die verflossene Nacht gibt einen Beweis dafür.

In dichten Gruppen stehen die Bürger beisammen, nachdem sie sich sattgesehen an den Bretterhaufen der niedergebrannten Judenhäuser.

Hier bilden die Goltermacher und Gschmeidler, Ircher und Nestler eine Gruppe, die andächtig einem das große Wort führer Skripturaler zuhört, einem änderen Haufen dickwamsiger Bürger, so da Schepfer (Bader), Schilter (Schildmacher), Harscher (Harnischverfertiger), Bäcker sind im Gewerbsleben, deutet ein hagerer Fursprech die Lage und kündet der Bürgerschaft

nichts Gutes, da nicht bloß dem Erzbischof, sondern auch dem Rath nicht zu trauen ist.

Nachdenklich die verkohlten Trümmer betrachtend und auch wohl sonst vor sich hinstarrend, senken die Leute die Köpfe; nur der Fludermeister aus dem Kayviertel opponirt hitzig gegen eine Stellungnahme gegen den Erzbischof und fuchtelt mit den Armen so lebhaft umher, daß seine Gestikulationen, von stotternden Rufen begleitet, die nächstehenden Bürger veranlassen, näher zu treten und seinen Ausführungen zuzuhören.

„J—i—ich sage E—e—euch, tr—traut k—k—keinem vom Rath, die G—g—gschworenen wollen nur E—e—eigennutz für s—s—sich und a—a—aspiriren auf eine f—f—freie Reichsstadt und d—d—as wird der E—E—Erzbischof niemals z—z—zugeben."

„Das glaub' ich so fest, wie an den Aufgang der Sunnen überm Geisberg," poltert der Sudler von der Spittelgasse. „Der Fluderer redet dem Keutschacher zu Gefallen und das begreift sich, da er ja die Kumpfmühle vom Bischof zu Lehen hat. Er ißt des Keutschacher's Brot, also singt er sein Lied!"

„Das stimmt," bestätigt ein Weinrufer, „aber zu erwägen wird doch sein, ob wir Bürger nicht besser fahren, freiwillig nachzugeben, anstatt uns Stück für Stück unserer alten Rechte vom Rübenthaler entreißen zu lassen mit Gewalt oder Tücke. Mir däucht, der Ruf in heutiger Nacht kam von einem Stier und der Jodel ist und bleibt ein bösartiges Thier, von dem man sich allerlei zu versehen hat."

Diese Deutung des unheimlichen nächtlichen Rufes erregt allenthalben das größte Interesse der immer dichter werdenden Gruppe, die Bürger rufen erregt durcheinander und stimmen zu, daß der Schrei eine große Aehnlichkeit mit dem Gebrüll eines Riesenstieres habe.

Im Menschenschwarm eingekeilt, macht sich jetzt ein Bürger durch kräftige Armbewegungen etwas Luft und schreit dann hohnlachend auf:

„Glaubt doch so was nicht, ich, der Thurnermeister (Thürmer) bin sachverständig und sage Euch: Der Ruf kommt nicht von einem Vieh, es ist Musik von einer starken Orgel!"

„Hör' Er, Thurnermeister! Er mag von Zinken und Drometen was verstehen, aber vom Jodelgebrüll versteht Er nichts. Der Weinrufer hat völlig richtig gerathen: So brüllt kein Instrument, so brüllt der übermüthige, kraftstrotzende Stier, bevor er den Feind angreift. Das sage ich, der Metzger, ein Mann vom Fach!"

„Der Metzger hat Recht," ruft ein stämmiger Jägersknecht, der, die Armbrust in der Rechten, hinzugetreten war und neugierig zugehört hatte.

„Auch der Brunfthirsch „schreit" wie der Stier und bei uns heißt das Gebrüll dann „orgeln"."

„So ist's," rufen die Bürger und debattiren nun eifrig den Stierruf von der Veste, auf den man fürder sehr achten müsse, denn er künde jedenfalls kommende Ereignisse, wie er auch zur Judenaustreibung brüllte.

Mit einem Male aber verloren sie die Redelust, einer nach dem andern drückte sich lautlos von dannen, zum Theil in nahe Häuser oder durch die Judengasse hinab dem Rathhausplatze zu, denn über den Heumarkt schritt von seinen Knechten begleitet der Trabantenmeister und ein Haufe Maurer mit Kelle und Pike trottete hinterdrein, zum Schluß dann noch ein Gferter (Lohnkutscher) auf einem Karren, den ein müder Gaul langsam zog.

Nur der Sleinzer (Schleißer) aus der Gstädtengasse ist stehen geblieben, um sich den Zug näher zu besehen, der richtig auf die Judengasse zusteuert und schon am ersten niedergebrannten Hause Halt gemacht.

Wie die Maurer auf Geheiß ihres Paliers, dem der Trabantenführer einen Wink gegeben, anfingen, die verkohlten Balken wegzuschaffen und dann die Kellermauern mit Haken aufrissen, drängte sich der Sleinzer in höchster Neugierde heran, devot und doch recht aufdringlich den Trabantenmeister grüßend und fragend, ob die Maurer wohl am hellichten Tag Schatzgräberei trieben.

„Pack Er sich weiter," brummt der griesgrämige Befehlshaber.

„Nu, nu, Herr Hauptmann! Als Bürgersmann wird

man doch wohl noch fragen dürfen, was in unserer Stadt vorgeht, mein' ich.“

„Nein in drei Teufelsnamen. Nichts hat Er zu fragen, und was vorgeht im Namen Seiner fürstlichen Gnaden, hat Ihn und die Bürgerschaft nicht den Deut zu kümmern.“

„Schön! Also der Erzbischof hat die Nachsuche befohlen,“ meint pfiffig rathend der Sleinzer, dem die Federchen noch am Wams kleben.

„Den Teufel auch, scher' Er sich weiter oder es setzt was ab.“ —

Da zugleich einige Trabanten die Hellebarden drohend vorlegen, hupft der Sleinzer vorsichtig zurück und begnügt sich mit der errungenen Neuigkeit, die er sofort unter die Leute tragen will und deshalb so eilig davon läuft, als sei ihm der Eisenmeister schon auf den Fersen.

Am Markt biegt der Sleinzer ab und wendet sich den Weingrubenhäusern zu, in deren Kellern allerlei Weine eingelagert ruhen und deren Erdgeschosse Weinwirthschaften enthalten.

Stimmengemurmel tönt aus einer Weingrube in einem mächtigen Steinhause und veranlaßt den Sleinzer, zunächst hier seine Neuigkeit an den Mann zu bringen. Seine Muthmaßung, in dieser Weingrube Bürger anzutreffrn, die eben vorher die Brandstätte in der Judengasse besichtigten, erweist sich als richtig.

Laut kräht der Schepfer von der Goldgasse, ein dicker Bäcker schlägt die fette Faust auf das vor ihm stehende Faß und schreit dazwischen, daß es heillos sei mit den Zeiten unter dem Rübenbischof.

Kopf an Kopf steht die Menge im dunklen Keller, schwatzend und trinkend, während im Erdgeschoß zahlreiche Rathsherren den Frühschoppen einnehmen.

Der Sleinzer muß sich gewaltsam eindrängen, um einen Stehplatz zu erringen im Kellerraum und sein Geschiebe und Drängeln trägt ihm unter Zornrufen kräftige Püffe ein, denn die nächststehenden Gewerbsleute und Zecher nehmen das Gestoße übel. —

Doch der Sleinzer schiebt sich mit den Ellbogen rücksichtslos

stoßend in den Kreis und schreit in den gähnend schwarzen Raum hinein:

„Hört mir zu, Männer!“

„Was gibt's? Wer ist's, der Gehör verlangt?“ rufen die Zecher durcheinander.

„Hört zu, ich, der Sleinzer von der Gstädtengasse, bringe große Kunde. Ich komme von der Judengasse, allwo auf Befehl des Bischofs die Judenkeller aufgerissen werden.“

„Was sagt Er?“ schreien die Bürger und umringen den Kundschafter.

„Ein Haufen Maurer durchwühlet die Keller nach vergrabenen Schätzen der verjagten Juden. Mir hat's der Trabantenmeister eingestanden, und ein Gferter sammt Roß und Wagen harrt der erhofften Ladung zur Verbringung auf die Burg!“

Ein heilloses Gezeter folgt dieser Kunde, wirr schreien die Leute durcheinander, jeder gibt seine Meinung ab und will gehört werden.

Kannen und Humpen werden im Gedränge umgestoßen, Fässer zur Seite gerückt, man lärmt und tobt im finsteren Kellergewölbe und ereifert sich über die Habsucht des Fürsten, dem die Verjagung der Juden nicht genügt und der sich an ihrem Nachlaß bereichern will.

„Eine Schande ist's,“ schreit der Sleinzer.

„Recht hat er; hat der Bischof die Juden verjagt, kann er auch ihr Hab und Gut nehmen,“ ruft mit tiefem Baß der Harscher aus der Brotgasse.

„Schlagt ihn nieder, den Pfaffenknecht, der dem Raub das Wort redet. Er liefert dem Bischof den Harnisch für die Schergen, drum hält er zu ihm,“ poltert ein Tuchscherer.

„Ruhe, Ruhe,“ rufen die besonneneren Zecher.

Den Sleinzer drängt es indeß, seine Neuigkeit auch anderswo anzubringen, darum sucht er den Kellerausgang wieder zu gewinnen.

Vom Weingenuß erhitzt, durch die Kunde erregt, sind die eingekeilten Zecher arg erbost über das Stoßen und Schieben des unruhigen Mannes. Zudem ist es so dunkel im Raume, daß des Sleinzers Gesicht kaum zu erkennen ist.

Die Einen halten ihn für den Parteimann des Erzbischofes und puffen nun erst recht auf ihn los, Unbetheiligte kriegen von den Hieben ab und erwidern dieselben augenblicklich, so daß rasch sich eine Prügelei entwickelt unter Gebrüll und Geschrei.

Braun und blau geschlagen erreicht der Sleinzer, von stämmigen Armen zu den Kellerstufen hinaufgeworfen, schließlich doch den Ausgang und oben angelangt steht er, vom fluthenden Tageslicht geblendet, eine Weile und muß die Augen erst an die Helle gewöhnen.

In eine andere Weingrube geht er nicht mehr, die Leute sind doch gar zu grob und für seine Neuigkeit undankbar. Doch dürften die Rathsherren in der Trinkstube des Erdgeschosses um so dankbarer sein und dem Ueberbringer solcher Kunde willig eine Kanne Weines spendiren.

Der Sleinzer fühlt auf die empfangenen Hiebe jetzt einen gewaltigen Durst, der im Bewußtsein, den ersehnten Wein nicht bezahlen zu können, um so mehr brennt. Rasch entschlossen klinkt der Sleinzer die Thüre auf und tritt in die Herrenstube ein, wo thatsächlich zahlreiche Herren vom Rath an den langen Tischen sitzen, schwere Kannen vor sich und im regen Gespräch sich ergehen.

An unförmlichen Haken hängen Barrets und Hüte, wohl auch schwarze Mäntel den Herren, und eifrig trägt der Wirth selber den fürnehmen Gästen die Weinsorten zu. Gar mancher Rathsherr prüft mit langem Schlürfen die Güte des gereichten Weines.

Es müssen edle Tropfen sein, nach den Bestellrufen zu schließen, denn verlangt der Eine eine Kanne „Farnätscher“ (vernaccia), so fordert ein Anderer „Veltliner Rothen“, auch Muskateller und Malvasier wird verlangt und gereichet.

An einem kleineren Tisch nahe dem Fenster sitzen vier Herren beisammen, auf welche öfters die übrigen Rathsherren blicken und auf deren Gespräch lauschen, denn hier präsidirt der kleine, gutgenährte Bürgermeister der Stadt Salzburg, Virgil Schwaiger, und ihm zur Seite sitzen die angesehensten Bürger der Bischofsstadt und Mitglieder des hohen Rathes: der herkulische Hans Matsperger mit dem mächtigen Barte und

starken Nacken und den treuherzigen Vergißmeinnicht-Augen im ernstblickenden Antlitz, der zierlich gekleidete, hagere Virgil Fröschlmoser, seines Zeichens Sensal und Kaufherr, und der derbe, dichtbebartete Hans Gauchsperger, eine ritterliche Gestalt, der man die Würde eines milden Spitalmeisters nicht ansieht.

Als Besitzer einiger Häuser an der unteren Judengasse hat sich Hans Matsperger gleich den Gewerbsleuten am frühen Morgen die Verwüstung und die Brandstätte angesehen, nicht minder die Schäden besichtigt, die des Feuers Hitze an den Fenstern seiner eigenen von christlichen Bürgern in Miethe bewohnten Häusern angerichtet hat. Matsperger verlor kein Wort bei dieser Schau, doch preßte er fester als sonst die Lippen aufeinander, und bittere Gedanken durchzogen sein Gehirn.

Wenn auch kein Freund der Juden, vermochte er doch nimmermehr deren gewaltsame Vertreibung, die Züchtigung mit Feuer und Schwert zu billigen, abgesehen davon, daß die frivole Brandstiftung ihm seine Häuser in schwere Gefahr gebracht.

Wenn auf Grund der Schreckensnacht Einer dem gewaltthätigen Erzbischof nichts Gutes mehr zutraut und bange Sorge hegt für die Zukunft, ist es Hans Matsperger, der ob seiner Körperkraft und Erscheinung vielfach als der habitlose Doppelgänger Leonhard's bezeichnet wird.

Schon der kleine Bürgermeister hat vergeblich Hansen zur Meinungsäußerung aufgefordert und ihn gebeten, seine Ansicht über etwaige zu unternehmende Schritte des Rathes angesichts der erfolgten Judenvertreibung kund zu thun.

Doch Matsperger lehnte es ab, sich am Weintisch zu äußern, die Trinkstube sei nicht der richtige Ort dazu, zumal der Keutschacher erwiesenermaßen überall seine Horcher habe. Komme im Rath die Sprache auf diese Vorfälle, werde er nicht verfehlen, sich zu äußern.

Einigermaßen verletzt durch diese Reservatio Matsperger's lehnte sich Schwaiger in seinen Stuhl zurück und betrachtete eine Weile die geschwärzte Decke der Trinkstube. Da auch Fröschlmoser und Gauchsperger schwiegen und ihre Gedanken lieber durch herzhaften Schluck aus den Kannen befeuchteten, ward es am vornehmsten Tisch der Trinkstube rasch still und

allmählig verstummten auch die übrigen Gäste, denen Matsperger's Verhalten aufgefallen war und zur Richtschnur diente.

Mancher Bürger mochte wohl auch denken, ob nicht vielleicht ein bischöflicher Horcher unerkannt im Kreise sich befinde, und prüfende Blicken fliegen von Gestalt zu Gestalt. Es sind jedoch durchweg bekannte Gesichter, Mitglieder des hohen Raths oder doch angesehene Bürger, ehrsam nach Gesinnung und Gewerbe, Leute von erprobtem Charakter und durchaus keiner Liebedienerei gegen den stadtfeindlichen Erzbischof verdächtig.

Unwillkürlich mochte mancher der Zecher darüber nachdenken, ob der gewaltige, reiche Matsperger mehr wissen sollte, ob vielleicht doch Einer im Kreise sitze, der zur Vorsicht mahne. So erstarb auch das letzte Geflüster in der Stube, eine Stille trat ein, die bänglich auf den an der Thüre stehenden Sleinzer wirkte, da dieser das Verstummen auf sich bezog und daraus folgerte, daß die Rathsherren sein Eindringen übel nehmen. Doch nun ist er einmal herinnen und so eine Kanne südlichen Rebensaftes ist auch nicht zu verachten.

Einige Schritte vortretend, hebt er an zu sprechen:

„Mit Verlaub, Ihr Herren des Rathes! Ich bin zwar nur ein armer Sleinzer aus der Gstädtengasse, doch könnte ich vermeiden, daß Seine Gnaden der Erzbischof gegenwärtig nach der Juden Schätze und Eigenthum, so es in den Kellern vergraben sein sollte, fahnden läßt. Es reißen zur Stunde zahlreiche Maurer die Kellergewölbe auf, ein Gfertler wartet mit Roß und Wagen auf die erhofften Schätze.“

Der Sleinzer macht eine Kunstpause, um die Wirkung seiner Ansprache zu beobachten. Die Rathsherren haben wohl zugehört und strengen Blickes den Eindringling gemustert, doch kein Laut einer Ueberraschung wird laut, die Herren bleiben still, stumm wie die Fische im Wasser, höchstens, daß einer nach der Kanne greift und trinkt.

Betroffen, in höchster Verlegenheit hält der Sleinzer seine Kappe in der Hand, um eine Kanne Weines zu bitten, fehlt ihm nun völlig der Muth, und er fühlt deutlich, daß just er sehr überflüssig ist in diesem Kreise.

Schon kommt der handfeste Wirth heran, dem die Absicht, den lästigen Sleinzer an die Luft zu befördern, vom Gesicht

abzulesen ist, da öffnet sich abermals die Thür und ein alter Harfner im zerrissenen Wams, mit dünnen Haarsträhnen im Nacken, schiebt sich herein, postirt sich ohne lang zu fragen neben dem Sleinzer und greift gleich voll in die verstimmten Saiten.

Der Wirth beschleunigt seine Schritte, um nun beide hinauszuweisen, doch Matsperger deutet durch eine Handbewegung an, daß von einer Gewaltmaßregel Abstand zu nehmen sei.

Wie der Alte mit dünner Stimme zu singen beginnt, strecken die Rathsherren die Hälse, ihre Neugierde ist erwacht, denn der Harfner kräht sein Lied nicht etwa wälsch, sondern deutsch und das ist das Ueberraschende an der Sache.

Sein Liedlein lautet:

Schwer ist der Zeitenlauf,
Die Zeit ist wahrlich sauer!
Es seufzet schwer der Bürgersmann,
Es klaget schwer der Bauer.

Doch auch der Krieger klaget,
Es fehlt der regelrechte Sold;
Vergeblich wartet auch der Ritter
Auf das glänzend rothe Gold.

Schallendes Gelächter macht die Fenster klirren, selbst Matsperger gibt die kluge Zurückhaltung auf und lacht mit. Der Bürgermeister kichert vergnügt und Gauchsperger ruft:

„Ich glaube, der Harfner spielt auf den Wisbeck an. Ein famoser Witz! He, Wirth, gib dem politischen Harfner eine Kanne auf meine Rechnung!“

Dankbar, immer in demüthiger Haltung verbeugt sich der Harfner und richtet sich aufs Neue in Spielpositur.

Nun glaube aber auch der Sleinzer seine Zeit gekommen; er flüstert dem Alten etwas ins Ohr, dieser nickt, greift in die Saiten zu einem schelmischen Vorspiel für ein Schnaderhüpfl, so daß sich eine erwartungsvolle Stimmung allenthalben kundgibt.

Diesmal hebt aber der Sleinzer zu singen an:

Leonhard der Keutschach,
Hat eine Rübe im Wappen
Ist ein gewaltiger Herr —
Will niemals berappen.

Leonhard der Keutschach,
Mit der Rübe im Wappen;
Vertheuert das Salz,
Nimmt den Juden die Kappen.

Leonhard der Keutschach,
Mit der Rübe im Wappen;
Tödtet das Recht
Läßt den Bürgern nur Lappen.

„Bravo!" rufen die Rathsherren und klatschen in die Hände.

Matsperger, hochvergnügt über die neue Form, dem verhaßten Fürsten Eins anzuhängen, gebietet dem Wirth, dem Sleinzer einen Humpen Malvosier zu reichen und freudestrahlend dankt der Federnmacher für diese Gnade.

Die Liedchen haben Stimmung gemacht; es summt und tönt wieder in der Trinkstube. Man bespricht den Konflikt Wisbeck-Leonhard, der wohl zum Kriege sich verdichten wird, glossirt die Geldnoth des Erzbischofs, der leicht abzuhelfen wäre, wenn die Rathsherren nur wollten und auch über die Schatzgräber in den Judenkellern macht man sich lustig, weil sie nur zu deutlich zeigt, wie schlecht die fürstliche Kasse bestellt sein muß. —

Und am hintersten Tisch lärmt jetzt der Kugelbräuer aus der Judengasse:

„Und was das Allerschönste ist: Der Bischof macht den besten Steuerzahlern auch noch Konkurrenz und gründet Kameralbrauhauser auf Pump. Das kann lustig werden. Passet auf, ihr Herren. Wir erleben es sicher: Der Habit machet Bier noch aus Rüben!"

Lachend schütteln sich die Rathsherren und wehren mit vorgestreckten Händen den Gedanken an ein Rübenbier ab. Besonders Rath Matsperger zeigt eine gut fingirte Scheu vor solchem Getränk und animirt den Sleinzer, der mit seiner

Kanne Wein Malvasier bescheiden neben dem Harfner in einer Ecke steht, auf das Rübenbier ein „Gstanzel“ zu singen.

Eine Weile besinnt sich der Federnschleißer, dann hebt er an und kräht in die Stube:

Es war einmal ein Kirchenfürst,
Ein mächtig starker Herr;
Der geldlos gerne gründen thut
Und spekuliren hin und her.

Die Gläubigen sie werden g'ring,
Der Gläubiger ist eine Schar;
Die Juden ist er wirklich los,
Doch fehlt's im Beutel gar.

Die Ritter raufen sicherlich
Auf Pump hinfür nicht weiter;
Und ditto auch die Schergenknecht',
In Salzburg wird es heiter.

Da kommt dem stolzen Kirchenfürst'
Ein wundersam' Gedanken:
Er zapft aus Rüben bayerisch Bier —
Die Bürger sich bedanken!

Im höchsten Vergnügen singen die Rathsherren im Chorus den Schlußvers des Spottgedichtes mit:

„Er zapft aus Rüben bayerisch Bier —
Die Bürger sich bedanken.“

Und jeder der Herren langt aus dem Geldbeutel eine kleine Münze heraus und winkt dem Bänkelsänger, sie einzukassiren.

Vergnügt hüpft der Sleinzer von Tisch zu Tisch und sackt dankend die Münzen ein im Frohgefühle, nun auf die früheren Prügel hin doch noch ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Mit einem gehörigen Kratzfuß verabschiedet er sich dann, um in anderen Trinkstuben das „Geschäft“ fortzusetzen.

Einer der ersten, die nun den Frühschoppen beenden, ist Rath Maisperger, der sich schwerfällig erhebt, nach dem Barett greift und grüßend die Stube verläßt.

Wie geblendet steht er im grellen Sonnenglanz und schützend legt er die rechte Hand über die Augen; dann schreitet er seiner Behausung zu, hastiger, als es sonst seine Gewohnheit ist.

Die köstlichen Spottverse muß er so rasch wie möglich seiner Ehehälfte übermitteln, und damit sie ihm auch im Gedächtniß bleiben, wiederholt er die Spottliedchen summend vor sich hin. Der wilde Orgelschrei von der Veste, der plötzlich wieder ertönt, läßt ihn betroffen innehalten.

Matsperger weiß durch die Erörterung des nächtlichen Orgelgebrülles zwar, daß dieser Ruf auf eine absonderliche musikalische Neigung des Fürsten zurückzuführen ist, dennoch wirkt der Stierruf jedesmal verblüffend, überraschend.

Auch Matsperger kann sich eines unangenehmen Gefühles nicht erwehren; das Gebrüll klingt so seltsam trotzig, herausfordernd, unheilkündend. Weiß der Himmel, was Leonhard oben wieder ausgeheckt hat gegen die Stadt; irgend ein Streich wird es sein, dessen Plan nun der Stierruf akkompagniren muß.

Dreimal tönt das gräßliche Gebrüll durch die Stadt und lockt Alles, was Beine hat, auf die Gassen heraus. Matsperger ist an der Brandstätte vorüber zum Heumarkt geeilt, von wo sich ein Blick auf die Veste ermöglichen läßt. Nichts Besonderes ist indeß zu sehen, sonnenbeglänzt ragt die Burg ins wolkenlose blaue Firmament, wohlentwehrt und stolz.

Matsperger kehrt daher wieder um und schreitet seinem Hause zu, ohne sich an den niedergebrannten und sichtlich von Hauen und Picken durchwühlten Judenhäusern länger aufzuhalten. Das Suchen nach Schätzen war wohl vergebens und vielleicht machte Leonhard seinem Aerger darüber durch den Stierschrei Luft.

„Der Keutschacher ist ja ein so viel lauter Herr,“ murmelt Matsperger, bückt sich etwas, vor der Thür seines Hauses angelangt, und schreitet in den finsteren Flur, aus dem es kühl herausweht und hinauf die maßig steinerne Stiege in das obere Stockwerk.

In der Erkerstube, die Matsperger's Reichthum wie seine Beziehungen zur Dogenstadt auf den ersten Blick verräth durch reiche Ausstattung und venetianische Schmuckgegenstände, trifft

der herkulische Rath Besuch an; Fröschlmoser's blühend Töchterlein Wandula ist zu Matsperger's Diemudis gekommen, um in den Kästchen, die Diemudis Bräutigam, ein Venetianer Kaufherrnsohn, aus der Lagunenstadt gesendet, zu kramen.

Eine herrliche Mädchengestalt ist Diemudis: tannenschlank gewachsen, ist der entzückende Körper von einem rothsammetnen Kleid umschlossen, Goldspangen schmücken den schönen weißen Hals und in dem hellblonden Haar, das zu zierlichen Zöpfen gewunden den reizenden Kopf umschlingt, blinkt ein Demant reinsten Wassers, ein Geschenk des prachtliebenden Vaters.

Die schönen Mädchen wirbeln trotz der schweren Kleider auf den eintretenden Rath zu, ihn lebhaft und freudig begrüßend. Ein Lächeln der Befriedigung schwebt auf Matsperger's dichtbeschatteten Lippen und weich im Ton begrüßt er Diemudis und Wandula, indem er Fröschlmoser's Tochter die Hand reicht und sein eigen Kind väterlich auf die reine Stirne küßt.

„Sieh, Vater,“ spricht Diemudis und geleitet ihn zum Tisch, „sieh, welch' herrlich Kästchen mir Adolpho aus Venedig gesendet. Wandula kam just recht, die Pracht zu besehen und mit mir zu bewundern.“

„Doch sage Vater, was war das vorhin für ein seltsam und schauerlich Gebrüll in der Stadt? Mütterchen sagte, schon in der verflossenen Nacht hätte es so schaurig durch die Nacht geklungen. Doch hörte ich davon nichts, bin daher jetzt um so mehr erschrocken.“

„Es ist so schrecklich nicht, Mädchen. Was so schaurig tönt und brüllt ist ein Orgelwerk, das der Erzbischof nach seiner Laune geschaffen. Der Mann liebt rauhe Töne. Für die Juden in verflossener Nacht hat es freilich schlecht genug erklungen.“

„Folgt dem Stierruf stets solch fürchterlich Ereigniß, dann hat die Stadt wohl Ursache zu zittern und zu beben. Doch laßt Euch nicht stören, Mädchen. So Gott will, stört dieser Stier kaum Eure Kreise.“

Etwas verschüchtert, doch durch Vaters Rede wieder beruhigt, kramen die Mädchen bald wieder in den Geschmeiden und Goldkettchen, beschauen sich im herrlich Venetianer Spiegelglas und zieren sich auch gegenseitig mit dem Tand.

Matsperger will eben seine Hausfrau aufsuchen, da pocht es kräftig an der Stubenthüre und zwischen Thür und Angel prallt der Rathsherr auf den Kanzler des Erzbischofs, den dicken Doktor Mändl, der wie ein kugelrunder Zwerg vor dem großen Rathsherrn steht und hilflos mit seinen kleinen Aeuglein zu Matsperger's herkulischer Gestalt emporblickt.

„Ei, welche Ehre! Ehrwürden, der Kanzellar Seiner fürstlichen Gnaden, beehren eines simplen Bürgers Haus durch einen Besuch. Und welche Strapaze: Von der stolzen Veste herabzuwandern in die demüthige Stadt.“

„Laßt den Spott weg, Rath Matsperger. Ich muß Euch sprechen insgeheim, muß Zwiesprach pflegen ohne Zeugen und bitte Euch, mir selbe zu gewähren!“

„Ich stehe Euch zu Diensten, Kanzellar. Kommt mit in meine Stube, die vor Lauschern sicher ist!“

Damit geleitet Matsperger den Besucher in ein anderes Gelaß und schiebt ihm einen Stuhl zu mit der Bitte, Platz zu nehmen.

„Trinkt Ihr einen Humpen alten Chianti mit, Ehrwürden!“

„Chianti, hm! Ein schwerer Tropfen! Doch es sei; besser kann er nirgends sein, als in Eurem Hause!“

Lächelnd sagt der Rath:

„Dann geduldet Euch ein kurzes Weilchen allein, ich werde Auftrag geben!“

Indeß Matsperger aus der Stube tritt, macht sich's der Kanzler im weichen Stuhl bequem und wischt sich die Schweißtropfen von der fetten Stirn.

Ein schwerer Gang dies um glühende Mittagszeit und in so heikler Sache. Aber der Erzbischof kennt nun einmal keine Rücksicht, keine Schonung.

Wieder eintretend, bringt Matsperger einen dickbauchigen Krug mit, den er nebst zwei Bechern auf den Tisch stellt mit den Worten:

„Verstattet, vieledler Kanzellar, daß ich Euch gleich selbst bediene! Wir bleiben andurch am besten gesichert vor fremden Ohren. Ich schenke auch gleich ein: ad salutem!“

„Gratis tibi domini,“ erwidert Doktor Mändl, die Becher

klirren aneinander, bedächtig schlürft der Kanzler den alten Tropfen nippt immer wieder.

„Ein selten guter Wein. Ihr versteht Euch darauf wie kein Zweiter im Erzstift!"

„Zu viel des Lobes. Doch womit kann ich Euch, Vieledler, dienen?"

Diesen Moment hat der Kanzler wohl gefürchtet; unruhig rückt er im Stuhle hin und her, trinkt wieder, um seine Verlegenheit zu verbergen, und stottert endlich:

„Mit Permission, vieledler Rath und Kaufherr! Es ist ein besonderer Auftrag, der mich in Euer Haus geführt!"

„Ein Auftrag des Erzbischofes wohl vermuthlich?"

„Ja! Ihr habt eine besondere Art, Gedanken zu errathen!"

„Ich wüßte nicht. Ihr seid des Bischofs Kanzler, nebst Ilsung dessen rechte Hand, also könnt Ihr wohl nur in Leonhard's Auftrag kommen. Und was wünscht der Erzbischof von mir schlichtem Bürger?"

„Der Glanz Eures Hauses ist meinem gnädigsten Herrn und Gebieter ganz wohl bekannt, wie Eure reiche Handelsschaft mit dem sonnigem Süden. Euch hingegen dürfte nicht unbekannt sein, daß die von Seiner fürstlichen Gnaden erworbenen Gewerke erst in einigen Jahren den erwarteten Gewinn abwerfen können . . ."

„Ihr braucht Geld, das heißt der Erzbischof?"

„Nicht so brüsk, vieledler Rath, wenn ich bitten darf. Doch ist dem so. Ich soll Euch bitten, dem gnädigsten Landesherrn mit etzlich tausend Gulden beizuspringen . . ."

„Die ich dann in den Rauchfang schreiben darf wie der Ritter Wisbeck!"

„Seid nur gelassen, vieledler Rath. Auch der ungestüme Ritter wird sein Theil erhalten, sobald nur die Finanzlage sich gebessert. Mein Gebieter ist ohne Zweifel der richtige Mann, auch hierin Ordnung zu schaffen. Nur der Anfang ist schwer und ungestüm die Schaar der Fordernden. Ihr werdet es erleben: der Erzbischof wird in betagten Jahren der reichste Fürst Europas sein!"

„Gut für ihn! Jetzo ist er's sicher nicht. Und ihm

gewähren, was er wünscht, heißt gutes Geld in's Wasser werfen. Dazu versteht sich ein Matsperger nie, und ich verweigere just dem Erzbischof die Bitte!"

„Bedenket doch, vieledler Rath. Der Erzbischof ist hart bedrängt, in Noth, ja selbst in Gefahr, denn Ritter Wisbeck, mit dem Bann belegt, raubt und plündert im bischöflichen Machtgebiete; schon ist Schloß Tetelheim von ihm in Asche gelegt, Pfarrhöfe und Güter sind gebrandschatzt, das Aergste steht zu befürchten, ihm muß mit Kriegsmacht fest und stark entgegengetreten werden und —“

„Dazu soll der Matsperger die Mittel geben auf Nimmerwiedersehen!“

„Just Ihr dünkt dem gnädigsten Herrn der rechte Mann, Ihr seid der Angesehensten Einer, reich und mächtig und könnt geben, ohne zu spüren."

„So? Das deucht mir schier gefährlich! Will der Bischof nicht lieber an anderen Thüren anklopfen?"

„Ich habe nur Auftrag, Euch, keinen Anderen um Hilfe anzugehen. Auch ich bin befugt, handschriftlich Alles festzusetzen und jeglichen Zins zu bewilligen, so Ihr verlanget.“

„Ich bin kein Wucherer und gebe dem Bischofe keinen Deut. Mit unsicheren Leuten macht Matsperger keine Geschäfte.“

„Wollt zum Pfand Ihr außer der Schrift vielleicht ein Lehen? Auch solches kann ich Euch geben."

„Nein! Bemühet Euch nicht länger, vieledler Kanzellar. Dem Bischof keinen Heller. Zu schwer lastet seine Hand auf uns. Ich verweigere die Bitte.“

In Schweiß gebadet, erhebt sich Doktor Mändl schwerfällig und wehmüthig blicken seine Augen auf den noch gutgefüllten Humpen.

Dies wahrnemend sagt Matsperger:

„Des Weines braucht Ihr darob nicht zu entrathen, Kanzler. Leert den Humpen auch ohne gewünschten Erfolg. Es stärke Euch der Wein zum mühsamen Heimweg.“

„Nein, nein, zu stark ist fürwahr dieses Weines Kraft. Nur einen Schluck noch für die müden Glieder. So nun habet

Dank! Möge Euch es nie gereuen. Des Bischofs Gedenken reicht weit wie seine Hand!“

„Keine Drohungen, vieledler Kanzler. Sie verfangen bei mir nicht. Gehabt Euch wohl! Erreichet wohlbehalten die stolze Burg.“

Die Thür öffnend, läßt Matsperger stolz aufgerichtet den Kanzler hinaustreten und verabschiedet sich lediglich nur durch ein leichtes Kopfnicken.

Gleich darauf rauscht in fürnehme Seide gekleidet Matsperger's Ehefrau in die Stube mit der Frage:

„Hans, war das nicht des Bischofs runder Kanzellar?“

„Gewiß, Gertrud. Du hast recht gesehen. Und dieweil die ganze Stadt spottet über seine verfehlten Thaten, schickt er mir den Kanzler als Zwischenmann um Geld für den Fehdekrieg gegen den endliche Zahlung heischenden Ritter Wisbeck!“

„Nicht möglich! Und hast Du des Bischofs Bitte ihm erfüllet?“

„Nein, Gertrud! Es wäre verlorenes Geld. Zu unsicher ist mir der Mann wie die Zeit.“

„Er wird sich rächen.“

„Soll er es, wenn er's vermag. Fest steht mein Haus und Geschäft, gesichert ist unser Hab und Gut! Ich fürchte ihn nicht, noch seinen Stier.“

„Was Du thust, Hans, ist immer wohl gethan. Doch deucht mir, es würde besser sein, die Vermählung nun zu beschleunigen. Mir wär's ein Trost, Diemudis geborgen zu sehen, so schmerzlich mich es berührt, die Tochter fern von uns zu wissen, tief unten in Venedig.“

„Den Trost kann ich Dir wohl verschaffen. Noch heute soll ein Brieflein auf den Weg gelangen mit neuer Fracht über die Tauern. Geordnet ist ja Alles.“

Noch eine Weile häusliche Angelegenheiten besprechend und seiner Ehefrau die Vorfälle beim Frühschoppen erzählend, begibt sich sodann das stolze Paar zu Tische.

* * *

Eines der stärksten Thore der alten Stadt zur Pyrglerklause am äußersten Ende der langgestreckten, engen an die

Felsschrofen des Immberges angeschmiegten Steingasse steht das quaderngefügte Steinthor, ein Thorthurm, der die Gasse absperrt und dessen schweres Eichenthor stets geschlossen werden muß. —

Ständig hat ein Thurner oben an der Brüstung Auslug zu halten und durch Hornruf Kunde vom Nahen fremder Mannen zu geben, worauf der Thurnermeister vom vergitterten Fenster an der Straßenseite die Verhandlungen über Herkunft, Ziel und Absicht der Reise einzuleiten, verdächtigem Volk den Einlaß zu wehren hat.

Der Thurmmeister wohnt sammt seinem schmucken Töchterlein Matza im Thurme selbst, ein festes, doch kahles Heim über dem Thore inmitten wuchtiger Quadernmauern. Den Ernst dieser Umgebung zwischen Fels und Stein mildert das kleine Ziergärtchen, für welches mühsam Raum geschaffen ward an der Schrofenwand innerhalb des Walles.

Viel Licht genießt das Gärtchen nicht, nur die Nachmittagsonne überklettert die Mauern und brennt dann scharf auf die von Matza's sorglicher Hand gepflegten Blümelein, so daß Thürmers Töchterchen fleißig des Abends wieder gießen muß, um die Lieblinge nicht dürsten zu lassen. Auch eine kleine Laube birgt eine Nische, von rothblühenden Bohnen und Hollunder umsponnen und Matza bettelte Väterchen so lange an, bis ein rohgezimmerter Tisch und ein Bänkchen darinnen aufgestellt wurden.

In diesem lauschigen Plätzchen träumt Matza von stolzer Rittersptacht und dem vornehmen Leben der reichen Kaufherren und Räthe, von den Schätzen des fernen Südens, nach welchem die Berge fern verblauend den Weg weisen, der hohe Göll, das Tennengebirge und deren scharfgeschnittene Einsattelung im Paß Lueg. Wenn je tourirt wurde oder ein Armbrustschießen stattfand, hat Maza nie gefehlt, sich diese Pracht zu beschauen, sie konnte sich nicht sattsehen an den stolzen Gestalten und der Kleiderpracht der edlen Frauen.

Und jedesmal nach solchem Feste schämte Matza sich ihres einfachen Kittels und des gemeinen Standes. Wie ein Gefängniß deucht dem Mädchen das Heim im festen Thurm und unter des Vaters strengem Gebot fühlt Matza sich selbst als

Gefangene, die sich hinaussehnt mit ihrer jungen lebfreudigen Seele in Gottes freie, herrliche Natur.

Aber so ein Flug ist, ach, so selten möglich. Die Zeiten sind schwer, die Straßen unsicher, viel Gesindel treibt sich auf Flur und Steg umher, und nicht viel besser ist's in den Gassen selbst, wo rauhe Kriegsknechte sich rohe Scherze erlauben, so sie einer schmucken Dirn habhaft werden können.

Matza ist gewiß nicht überängstlich, aber vor einem Gang weiter als über die enge Steingasse hinauf bangt ihr doch jedesmal und nur die Schaulust vermag es, alle Bedenken und ängstlichen Gefühle zu verscheuchen und den Gang zu wagen. Den grausigen Brand in letzter Nacht jenseits der Salzach hat Matza, geweckt durch den schaurigen Stierschrei, vom Fenster ihrer Kemenate angesehen, zitternd und bebend am ganzen Leibe und fassungslos in dieser fürchterlichen Sturmnacht hat das Mädchen auf das schaurige Schauspiel gestarrt.

Im frischen Sommermorgen gelüstete Matza wohl sehr, über die Stadtbrücke hinüber zu wandern zur Brandstätte und Erkundigungen einzuziehen über die Entstehung des Unglückes. Bevor aber Matza am Morgen angekleidet war, ist Vater Thurmmeister schon fort in die Stadt gegangen, nachdem er dem Thurmknecht die Obsorge übertragen und strengstens aufgegeben, die Wacht pünktlichst zu vollführen.

Matza kann vom Knecht nichts weiter erfahren, da er selbst nichts weiß von den Vorgängen in der Schreckensnacht und den schrecklichen Schrei hält der Thurner wohl für Geisterspuk aus dem wilden Gejaid.

Die Neugierde treibt Matza von dannen; eilig trippelt das schlanke Mädchen, dem die herrlich nußbraunen Zöpfe lustig am Rücken baumeln, durch die Steingasse zur Brücke und hastet über selbe in die innere Stadt, schlankweg auf eine Gruppe Weiber zu, die am Rathhausplatz die Ereignisse besprechen.

Matza horcht aufmerksam zu und Mitleid durchzieht ihre junge Seele, Mitleid für die armen, vertriebenen Juden. Wie aber die geschwätzigen Weiber scharfzungig den Erzbischof lästern, zieht sich Matza erschrocken zurück; an dem Geschimpfe will sie kein Theil haben, denn der Fürst ist ihres Vaters Brotherr,

dessen Thun und Lassen sie nicht zu beurtheilen hat, als gehorsame Unterthanin.

Wie dann noch halbtrunkene Knechte, auch Zünftler, Handwerker vorübertaumeln, die in den Weingruben zu tief in den Becher geguckt, da flieht Matza erschreckt wieder über die Brücke und mäßigt erst im kühlen Schatten der Steingasse den eiligen Schritt.

Just an der Brücke stand ein Junker, jung und übermüthig, mit lustigen Augen im hübschen Kopf, stolz und herrisch gekleidet, doch ohne Farben am Wams, um nicht gleich Jedem sein Geschlecht zu künden.

Junker Hartwig ist's, des Erzbischofs toller Neffe, aus dem Geschlecht der Keutschach, der des dolce far niente auf der sicheren Burg überdrüssig, hinter dem zur Stadt gehenden Kanzler Doktor Mändl durchs Thor der Veste huschte und ohne Erlaubniß auf eigene Faust auf Aventiuren in die erregte Stadt ging. Des Erzbischofs nächste Umgebung pflegt unter sich Hartwig nur „Junker Thunichtgut“ zu nennen, dessen tolle Streiche just dann zu kommen pflegen, wenn man sich ihrer nicht versieht.

In der Burg seufzet Alles, denn Junker Thunichtgut schont weder Ilsung noch den Talar des Kanzlers, er treibt den tollsten Schabernack mit Dienern und Gesinde und schreckt auch vor dem Schwert des Trabantenführers nicht zurück, neckt den Wallmeister ebenso wie den Schloßkaplan im Bewußtsein, daß ernstliche Strafe doch immer an ihm vorbeigehen und Oheim Erzbischof verzeihen werde.

Zu Gewaltthäten hat Hartwig sich auch niemals hinreißen lassen, es waren nur übermüthig tolle Streiche eines jungen, zerstreuungslustigen Junkers, der die Welt als Zielscheibe seiner Streiche erachtet. Wohl in Erkenntniß dieser Verhältnisse ist vom Oheim dem tollen Neffen auferlegt worden, den Burgfrieden der Veste bei schwerer Pön nicht zu überschreiten und namentlich die Stadt selbst zu meiden, deren Bevölkerung die tollen Neckereien des Junkers gerade noch fehlten, um das Maß an Erregung und Unzufriedenheit voll zu machen.

Auf dieses Machtgebot des gestrengen Oheims hat Hartweg insofern Bedacht genommen, als er die Farben

Keutschach's vom Wams entfernte und nun hoffen darf, unerkannt nach Abenteuern zu fahnden.

Die Brandstätte hat Hartwig bereits besichtigt und sich an derselben herzlich gelangweilt, am Trinken hat er keine Freude, auch enthält sein Beutelchen zu wenig an klingender Münze. Die schönen Kaufherrntöchter sind nirgends sichtbar, die erhoffte Augenweide fehlt wie die Gelegenheit, ein holdes Jungferchen anzusprechen.

Junker Thunichtgut beginnt sich zu langweilen und bereut allmählig, in die öde Stadt herabgekommen zu sein. Da hastet zierlich wippenden Schrittes, einer Bachstelze gleich, Matza vorüber und ohne Besinnen schreitet Hartwig hinterdrein.

Ist's auch nur eine Maid aus geringem Volk und Stand, hübsch ist sie und das genügt für den jungen Sausewind, dem es erst in der Nähe des Steinthores gelingt, Matza an die Seite zu kommen.

Leicht das Barett lüftend, grüßt der Junker die erröthende Maid und stellt schlankweg die Bitte, ihr Geleit geben zu dürfen zum elterlichen Hause.

Matza zögert, sie fürchtet sich vor dem ungestümen schönen Junker und doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, daß sie, des Thürmers einfach Töchterlein, dem schmucken Herrchen ins Auge gefallen, ihn veranlaßt, ihr zu folgen.

Sie sei im Thurm zu Hause und des Thürmers Tochter, lispelt Matza, es verlohne sich ein Geleit wohl nicht mehr.

„Des Thürmers Tochter. Um so besser. Dann stehe ich ja auf unserem Boden," ruft vergnügt der Junker und steigt neben Matza die Steintreppe zur Brustwehr hinan.

„Wie sagt Ihr, Junker? Auf Eurem Boden?"

„Hab' die Zunge nicht genügend im Zaum, Jungfer. Doch wie heißet Ihr, schmuckes Kind?"

„Matza bin ich genannt von Kindheit auf."

„Und ich bin Junker Hartwig, der holden Maid gebührend aufzuwarten," sagt Thunichtgut mit drolligen Geberden übermüthiger Laune und sucht das schlanke Geschöpf in den Hüften zu umfassen.

Erglühend wehrt Matza ab.

„Nicht doch, junger Herr. Bin ich auch nur ein niedrig Wesen, halt' fest ich doch an guter Sitte."

„Und gute Sitte ist's hieweg alleweil, den rosigen Mund zu küssen," erwidert Hartwig lachend, umfängt blitzschnell die Maid und raubt ihr einen Schmatz.

„Das schmeckt fürwahr ganz herrlich," versichert drollig Thunichtgut und wischt sich mit dem Wamsärmel den bartlosen Mund.

Matza ist erschreckt in die Laube gehuscht, doch schielt sie verschämt und neugierig, ob der Junker ihr folgen werde, durch das üppig wuchernde Gebüsch des Flieders.

Und Hartwig ist nicht Willens, das zierliche Ding schon zu verlassen; er eilt frohgemuth gleichfalls zur Laube, deren Ausgang er mit ausgebreiteten Armen versperrt.

„Ich spiele Thorwacht, holde Maid und ohne Mauth gibt's kein Passiren, zierlich Täubchen!"

Matza hat auf dem Bänkchen der Laube Platz genommen mit geröthetem Wangen und wogender Brust. Ihr ist ganz wirr im Köpfchen; was sie sich träumend je gewünscht, heut ist's zur That geworden: ein schmucker Junker weilt in ihrer Laube, kosend um Gunst flehend nach ritterlicher Weise.

Ist Matza nun nicht Burgfräulein, um dessen Minne ein Spross aus edlem Geschlecht wirbt, heiß und begehrlich? Und Junker Thunichtgut versteht das Werben.

Matza frägt, den allzukühnen Junker lässig abwehrend, aus welchem Edelgeschlecht er wohl abstamme?

Betroffen stutzt Hartwig einen Augenblick, schier unwillkürlich fährt seine Rechte auf die Stelle der abgetrennten Farben.

Doch faßt er sich rasch und bemeistert sein Erschrecken durch ein kärtnerisch G'sangel:

„Bin a lustiger Bua
Bin a Kärtner Leilei
Wo a schön's Deandl is,
Is a Kärtner dabei."

„Ah wie prächtig. Und ein Kärtner seid Ihr, Junker? Ist nicht auch unser Gebieter, der Erzbischof aus einem Kärtner Geschlecht?"

„Gewiß, schöne Matza. Oheim Leonhard ist ein Keutschacher!“

„Wie sagt Ihr, Junker. Oheim Leonhard, der Erzbischof? Also seid Ihr gar . . .“

Hartwig beeilt sich durch einen Wortschwall sein Verschlappern zu verdecken und versichert.

„Wir im Fähnlein der Leibtruppe Seiner fürstlichen Gnaden nennen den Gebieter schlankweg nur Oheim. Ich bin Fähnrich der Leibtruppe und wie der Erzbischof aus Kärnten. Doch lassen wir das. Ein Küßchen von Eurem Kirschenmund ist mir lieber als hundert der größten Trabanten. Hör' Sie zu, Jungfer:

„Schau her, wie das Bacherl
Vom Berg abirinnt;
Schau her auf mei' Herzl,
Wie die Lieb außerrinnt!“

„Dir wird bald was anderes brinnen,“ poltert wüthig der heimgekehrte Thurmmeister, der mit geballten Fäusten auf die Laube zustürmt.

Ein Schreckensschrei entfährt Matza's Lippen, bleich erhebt sich Hartwig, um mit seinem Körper die Maid zu schützen und seine Rechte faßt den Griff des Floretts.

„Um Christi Willen laßt die Waffe in Ruh. Schont meinen Vater,“ fleht in Todesangst Matza.

Unwillkürlich gehorcht der Junker und schiebt die Klinge in die Scheide zurück, wie wohl der Alte bereits mit roher Gewalt seine Schulter faßt.

„Halt, Thurnermeister!“

Aber einmal wild gemacht, hört der Thurmmeister nicht weiter auf Rede und Gezeter, er faßt das Bürschlein, hebt es am Wamskragen in die Höhe und trägt den zappelnden Junker die Steinstufen hinab, um ihm auf den letzten Absatz einen Fußtritt zu versetzen, kraft dessen Hartwig in Bogenform die Gasse erreicht und noch eine kleine Strecke im Staube fortkollert.

Ohne sich erst abzustäuben, schleicht Junker Hartwig davon, einem begossenen Pudel gleich. Doch schon an der Brücke macht er's dem Hunde nach, rüttelt sich, schüttelt die

unangenehme Geschichte ab, reinigt das Wams vom ärgsten Staube, wischt mit dem Fazeletto die Schnabelschuhe rein und stolzirt dann über den Rathhausplatz so seelenvergnügt, als sei nicht das Geringste passirt.

Wenn ihn etwas ärgert, ist's der Umstand, daß von den schönen Bürgerstöchtern so viel wie nichts zu sehen ist.

„Solche Hauskatzen, die sich nicht einmal sonnen," knurrt Hartwig vor sich hin und schreitet durch die Gstädtengasse, unschlüssig darüber, wie der Rest des Tages bis zur abendlichen Heimkehr auf die Burg vergnüglich ausgenützt werden könnte.

Schon hat Hartwig den Stadttheil Mühlen (das heutige Mülln) durchquert und flanirt im Westen um den Felskoloß des Mönchsberges in der inzwischen gefaßten Absicht, die Veste im Rücken des Berges anzusteigen.

Allmählig empfindet der Junker eine Müdigkeit, die ihn veranlaßt, sich am Fuße des Berges, dessen Gipfel die Zwingburg trägt, im Schatten der Buchen niederzulegen und auszuruhen. Ein prächtig Plätzchen ist's, lauschig im herrlichsten Grün, buschig verwaschen, moosumwuchert die Felstrümmer, die wirr durcheinander liegen.

Hartwig ruht behaglich ausgestreckt im Schatten; es wäre prächtig hier, wenn nur auch noch Atzung und eine Kanne kühlen Weines vorhanden wäre. Auf der Jagd nach Aventiuren ist auf des Leibes Nothdurft ganz vergessen worden und jetzt meldet sich der knurrende Magen wie eine Trockenheit im Halse. —

War das nicht ein heimlich Rascheln an den Felstrümmern drüben, kaum einen Steinwurf vom Junker entfernt? Eine Echse ist es nicht, auch keine Schlange, das Geräusch war stärker.

Neugierig hebt Hartwig den Kopf und äugt hinüber. Alle Wetter! Menschenhände greifen durch das dichte Laubwerk des Busches, drücken das Geäst zu Seite und eine gebückte Gestalt schiebt sich durch die künstliche Oeffnung aus dem Felsen.

Dem Junker treten die Augäpfel weit aus den Höhlen, der Anblick ist zu verblüffend. Ilsung ist's wahrhaftig, der sich nun durch vorsichtigen Auslug vergewissert, daß sein seltsamer Austritt aus dem Schlupf unbeachtet geblieben ist.

Hartwig duckt nieder, um von Ilsung nicht gesehen zu werden. Der Gelehrte jedoch drückt die Buschäste wieder sorglich zusammen, so daß sie jegliche Oeffnung verdecken und schreitet dann dem Moorgrund zu, durch den eine Straße gen Bayern führt.

Der Junker behält den räthselhaften, geheimnißvollen Busch scharf im Auge; wohin Ilsung geht, ist gleichgiltig, der Busch beansprucht das größte Interesse, hinter dem dichtbelaubten Geäst steckt ein Geheimniß, dem Hartwig auf die Spur kommen muß unter allen Umständen.

Verflogen ist Müdigkeit, Hunger und Durst, ein fieberhaft Verlangen durchbebt den Körper, die Augen scheinen den Busch durchbohren zu wollen. Gleich Ilsung, der sich über das Fehlen von Zeugen beim Verlassen des seltsamen Versteckes zu überzeugen versuchte, äugt nun Hartwig in die Runde; nichts zu sehen, still, menschenleer das sonnendurchglühte Gefilde. Die Grillen zirpen in den Feldern, es neigen die goldenen Kornähren die schweren Halme im leichten Wind, der vom Untersberg her wehrt.

Sachte greift Hartwig nun in das Geäst des Busches und drängt die Zweige links und rechts zur Seite: nichts zu sehen als eine graue Felswand. Sollte er die Stelle nicht genau getroffen haben?

Wieder wühlen seine Hände im Geäst, er drängt sich gewaltsam durch, so daß die Zweige heftig zurückschnellen und siehe da: eine Art Stollenmündung gähnt dem überraschten Junker entgegen, der augenblicklich kombinirt, daß dieser Stollen ein heimlicher Ausgang von der Veste für Belagerungsfälle zur Proviantbeschaffung, Entsendung geheimer Boten und dergleichen sein müsse.

Merkwürdig: oben in der Zwingburg ist Hartwig doch schon alle Winkel, Keller und sonstige Räume ausgekrochen ohne daß er einen geheimen Ausgang gefunden. Und durch einen Zufall entdeckt er nun die Mündung herunten am Berg. Ist Ilsung, offenbar in geheimer Sendung des Oheims herabgelangt, muß Hartwig gleichermaßen hinaufgelangen können, und auf diese Wanderung im nachtschwarzen Stollen freut sich der Junker, denn sie reizt seine jugendliche Einbildungskraft.

seine Lust an heimlichen Aventiuren. Hastig tritt Hartwig in den Stollen ein, aus dem feucht-kühle Luft entgegenweht. Bald umfaßt ihn die Dämmerung, die sich, je weiter er eindringt, in nächtliche Finsterniß verwandelt.

Der Junker kann nur tastend vorwärts kommen in starker Steigung, auch zwingt die geringe Stollenhöhe ihn zu gebückter Haltung. Das wird ungemüthlich ohne Fackel.

Sein Fuß stößt an Steinstufen, die Hartwig, sich niedertastend, mit den Händen befühlt; sie sind glitschig naß vom Sinter, feucht die rohgehauenen Stollenwände, man kann das Aufschlagen herabfallender Tropfen hören. Der Junker strebt gleichwohl aufwärts Stufe für Stufe.

Je modriger die Luft wird, ein Geruch, der an Kerker gemahnt, desto unheimlicher wird es ihm. Wenn er sich nur nicht verirrt in dieser abscheulichen Finsterniß. Ob Ilsung ohne Licht herabgestiegen ist? Hinauf muß Hartwig, das Abenteuer muß durchgeführt werden.

Sollte er den Ausstieg oben nicht finden, so kann er noch immer zurückkehrend unten die Freiheit wiedergewinnen und dann auf gewöhnlichem Wege in die Burg gelangen.

Wie viel Hundert gehauener Stufen Hartwig wohl schon erstiegen hat? Ihn deucht, er müsse unmittelbar unter den Kellern der Veste sich befinden, da er doch schon geraume Zeit stetig aufwärts klettert. Nur immer weiter.

Ein schwacher Lichtschimmer in der Ferne gibt neuen Muth, mit Aufgebot der jungen, nun doch arg ermüdeten Kräfte steigt Hartwig aufwärts, dem Schimmer zu, der, wenn auch recht schwach, die Tageshelle andeutet. Gottlob, der Stollen hat ein Ende.

Eine schwere Eichenthüre schließt ihn, doch steht sie etwas offen; vermuthlich hat Ilsung vergessen, sie völlig zuziehen oder der Gelehrte hat dies absichtlich unterlassen, um für die Rückkehr leichteren Eintritt zu haben.

Hartwig steht eine Weile vor der schmalen Thüröffnung, um die Augen an die Tageshelle zu gewöhnen. Unwillkürlich blickt er zurück in den gähnend schwarzen Schlund, aus dem er mühsam heraufgeklettert ist und sodann mustern seine Augen die nächste Umgebung des Stollenmundes. Alle Wetter!"

Hart neben der Thüre, noch im Stollen, befindet sich ein schwer vergittertes Fenster und daneben eine Thür mit riesigem Schloß daran. Das wird ein Kerker sein, der tiefste vielleicht in der ganzen Burg. Hartwig muß sich auf die Fußspitzen stellen, um einen Blick in das Gelaß werfen zu können. Nichts zu sehen, ein dumpfes, schwarzes Loch; ob es einen Insassen hat? —

Jedenfalls müssen es ganz schwere Verbrecher sein, die in solch entsetzlichen Raum gesperrt werden.

Ein leises Wimmern schlägt an Hartwig's Ohr und läßt den Junker erbeben.

Also wirklich bewohnt, der Kerker hat einen Insassen.

Diesmal klammert sich Hartwig mit den Händen an die untersten Eisenstäbe und zieht sich mit festem Klimmzug zur Fensterhöhe empor.

Deutlich vernimmt er nun den klagenden Ruf: „O, wenn ich nur sterben könnte.“

Das von Hartwig verursachte Geräusch ist auch im Kerker gehört worden und zur namenlosen Ueberraschung taucht ein Mädchenkopf am Fenster auf, Hartwig sieht zwei herrliche Augen auf sich gerichtet und im Dämmerschein vermag er einen entzückenden Frauenkopf zu erkennen.

Ein im tiefsten Kerker gefangen gehaltenes Weib, schön und herrlich, wer mag das sein?

Hartwig hält sich mit der linken Hand am Gitter fest und winkt mit der rechten das Mädchen heran, legt sie auf die Brust zum Zeichen, daß er als Freund komme.

Und die Gefangene streckt ihm die schmalen Hände wie zum Gebet gefaltet entgegen, in Verzweiflung bittend. Sofort untersucht der Mitleid empfindende Junker das Kerkerfenster, das er gerne öffnen möchte, um sich mit der Gefangenen in Verbindung zu setzen.

Fest zugeschlagen ist der Rahmen, jedes Rütteln vergebens.

Hartwig zeigt durch Geberden an, daß er wiederkommen, Rettung bringen werde, und nach einem langen Blick auf die abgehärmte, verzweiflungsvolle Frauengestalt huscht der Junker zur Stollenthüre hinaus in den untersten Burghof, wo er sich

sofort die Lage des Stollenmundes fest einprägt, um die Thüre wiederzufinden.

Seltsam! Wie oft war Hartwig schon in diesem Hof und niemals ist ihm die Eichenthüre aufgefallen; ahnungslos war er an ihr vorübergegangen, wenn er just hier mit der Armbrust nach der Scheibe schoß.

Jetzt kennt er aber ein wichtiges Geheimniß der Zwingburg, das er noch völlig zu entschleiern fest entschlossen ist. Die anfängliche Befürchtung Hartwig's, beim Verlassen des Stollenmundes von Wallknechten gesehen zu werden, erweist sich überflüssig; die Ringmauer fällt so steil in die Tiefe, daß jede Wache zwecklos ist; sie zu überklettern vermag nur der freie Vogel, nicht aber eines Menschen Fuß.

Sich den Anschein gebend, als flanire er nur so leichthin und zwecklos die Burghöfe, grüßt Hartwig leutselig die Reverenz erweisenden Trabanten und Wallknechte, diesmal jeden Schabernack und Scherz unterlassend und huscht sodann in den massiven Hauptbau, wo er neben den Prunkgemächern des Erzbischofs seine Kemenate inne hat.

Seine erste Sorge ist der Kleiderwechsel und hastig sucht er einen Flaus mit den Keutschacher Farben, auf daß dem Oheim jedwede Tadelsursache vorweg genommen ist.

In seiner Arbeitsstube hat Leonhard eben die Konferenz mit Doktor Ilsung beendet und dem Ablatus in Rechtssachen ein Handschreiben an den Herzog Georg den Reichen von Bayern-Landshut eingehändigt, worin der vieledle freundnachbarliche Herzog um Vermittelung in der Fehde des Ritters Georg von Wisbach angegangen und gebeten wird, seinem Feldhauptmann Wisbeck den Krieg zu untersagen, wogegen sich Leonhard verpflichten wolle, für die eingezogenen Güter des Ritters eine einmalige Entschädigung, sowie ein jährlich Reichniß zu bezahlen.

Leonhard hat Ilsung über die Stipulatio der Höhe zwar freie Hand gelassen, doch weise Zurückhaltung und Sparsamkeit nahegelegt, auf daß die gütliche Beilegung der bitter empfundenen Fehde die Finanzen des Erzstiftes nicht zu schwer belaste.

Leonhard befahl dann noch ausdrücklich, daß Ilsung nicht durch die aufgeregte Stadt und das Mühlenthor die Reise

antreten, sondern die Veste durch den gen Bayern führenden geheimen Gang verlassen und erst jenseits der Saalach ein Gefährte aufnehmen solle, das Ilsung gen Landshut bringe. Und Ilsung, mit Reisemitteln aus Leonhard's eigener Truhe gut versehen, verließ die Burg auf geheimem Weg.

Sofort verlangte Leonhard hierauf den Kanzler Doktor Christoph Mändl zu sich, doch der Leibdiener vermeldet, den Kanzellar nicht finden zu können.

„Wie anjetzo, wo die Sonne schon über dem Hohenstaufen steht, soll der Kanzler noch nicht aus der Stadt heraufgekommen sein?“ fragt Leonhard erstaunt und unwillig und blickt durch das Fenster im Westen auf das sinkende Tagesgestirn, das die letzten Strahlen schräge in die Stube sendet, alles verklärend und vergoldend.

Doch für das entzückend schöne Landschaftsbild und die duftig verblauenden Berge hat Leonhard keinen Sinn, zu wichtig ist's ihm zu erfahren, was Mändl ausgerichtet mit seiner Mission in die Stadt.

Zornig sich umdrehend, will Leonhard strengsten Befehl geben, den Kanzler sofort herbeizubringen, doch der Diener hat das Gemach verlassen, um dem auf des Bischofs Stirne aufziehenden Gewitter zu entfliehen.

Schnell entschlossen geht Leonhard mit wuchtigen Schritten, den langen Habit etwas aufraffend, sofort durch den Flur zu Mändl's Behausung, deren Stuben an die erzbischöflichen Gemächer anstoßen.

Mit schwerem Griff stößt Leonhard die Thüre auf, bückt sich und tritt ein.

Erschrocken prallen zwei Diener auseinander, die sich die Zeit mit Würfelspiel vertreiben.

„Wo ist der Kanzler?“ herrscht Leonhard die Schlingel an, und zitternd gestehen sie, daß Ehrwürden nicht wach zu bringen sei.

„Nicht wach? Was soll das heißen? Schläft der Mensch wohl gar am lichten Tage? Wo ist seine Kemenate?“ ruft drohend der Erzbischof, dem die Zornesadern hochangeschwollen sind. —

Stumm vor Angst und Schrecken deuten die Diener auf eine der Thüren und Leonhard tritt ohne Weiteres ein, indeß die Diener schleunigst ausreißen.

Sprachlos vor Ueberraschung besieht Leonhard sich das Schlemmerbild in der stillen Kemenate.

Doktor Mändl im geöffneten Hauskittel schläft, den gerötheten Kopf auf die Arme gelegt, am Tisch und verschiedene Humpen und Kannen, umgeworfene Becher, Weinlachen auf dem Tisch und auf der Diele, lassen leicht errathen, daß der Kanzler feuchte Erholung nach seinem Stadtgang gesucht und im Wein verunglückt ist.

Ekel erfaßt den Fürsten und widerlich ist ihm der Weindunst im engen Raume. Doch überwindet Leonhard seinen Abscheu, tritt auf Mändl zu und rüttelt ihn am Arme.

Ein Grunzen nur entfährt des Schlafenden Lippen.

„Wach Er auf, Schlemmer!“

„Laßt mich schl—schl schlafen. Hihihi! Fa—famoser Witz. J—j—jupp! Hat eine — jupp — Rrrübe im Wawawappen — jupp . . . ist ein gegegewaltiger Herr, wiwiwill nie—nie—niemals berappen. Hihihi! Jupp!“

„Bei meinem Zorn, Mändl, ermanne Er sich!“

„Ge—ge—geld gab er nicht, der Mamatsſperger, aber das G'sangl i—iist köstlich — jupp — Er za—zapft aus Rrrüben bayerisch Bi—bi-—bier, die Bü—bürger sich bedanken.“

„Die Pest über den Säufer! Was soll der Spott und Hohn?“

Leonhard's wuchtige Faust saust auf Mändl's breiten Rücken hernieder, doch der Kanzler grunzt bloß und stammelt schlaftrunken:

„Ni—ni—nicht schlagen!“

Nun ist des Fürsten Geduld zu Ende; Leonhard greift nach der nächstbesten Kanne und schüttelt deren Inhalt dem Schläfer über den Kopf.

Wie besessen fährt Mändl auf, fällt aber sofort schwer in den Stuhl zurück und schnarcht weiter.

Zornig gibt Leonhard die Versuche, Mändl wach zu kriegen, auf und schreitet seinen Gemächern zu, wo der Stadtrichter Stahel, ein wahres Knochenskelett mit lässig darüber

geworfenen Kleidern, ernst vor sich hinblickend des Fürsten harrt. —

Leonhard begrüßt den von ihm ernannten Richter mit dröhnendem Basse:

„Kommt Er zur Vermeldung, Stadtrichter, dann leg' Er los!" —

Steif sich verbeugend will dieser zu sprechen anheben, da fällt ihm der Erzbischof auch schon ins Wort:

„Red' Er von der Leber weg, Ich will die volle Wahrheit wissen: was ist's mit den Spott- und Trutzliedern in der Stadt vom Rübenbier und der Geldnoth?"

Erstaunt blickt Stahel auf den Fürsten.

„Wie, Eure fürstliche Gnaden haben davon schon Kenntniß?"

„Ich weiß davon, doch will Ich Alles wissen. Red Er!"

„Eure hochfürstliche Gnaden wollen gnädigst verstatten: der Inhalt jener plötzlich entstandenen Lieder dürfte das hochfürstliche Ohr verletzen und Euer Gnaden fürstlich Blut in Wallung bringen?"

„Er hat wohl Angst vor Meinem Grimme? Sei Er unbesorgt, Ich würdige das „relato refero" in Ihm, Er trägt ja keine Schuld und hat keine Pön zu fürchten. Was ist's mit jenen Trutzgesängen des unbotmäßigen Volkes?"

Scheu, furchtsam, gewissermaßen zur Flucht bereit, falls der Zorn doch plötzlich bei Leonhard zum Ausbruch kommen sollte, erstattet der klapperdürre, vertrocknete Stadtrichter Meldung über die Stimmung in der Stadt und das Volksurtheil hinsichtlich der erzbischöflichen Unternehmungen.

Mit rollenden Augen, das Gesicht geröthet und die Faust geballt, hört Leonhard zu, es zuckt und wetterleuchtet in ihm, und wie bei der Recitation der Spottlieder der Fürst unwillkürlich den mächtigen Arm drohend erhebt, springt Stahel mit einem kräftigen Satz zur Thüre, um sich rechtzeitig vor dem gefährlichen Zornesausbruch zu retten.

Dieser angstvolle Rettungsversuch wirkt unwillkürlich auf Leonhard's Lachmuskeln, ein schallendes Gelächter tönt durch den Raum, der Erzbischof hält sich die Seiten und verdutzt über den unerwarteten Heiterkeitsausbruch hält der Stadtrichter inne

zwischen Thür und Angeln, verblüfft den Fürsten anstarrend, so daß Leonhard erneut aus vollem Halse lacht und dröhnend pustet. —

Nur allmählig findet der Fürst sich wieder zurecht und spöttisch bekritelt er die „Tapferkeit“ des Stadtrichters, die zu denken gebe, falls solcher „Mannesmuth“ auch in der Gerichtsstube bei Abwandelung von Malefizsachen zu finden sein sollte.

Mit heftiger Armbewegung wehrt er jeglichen Einwand ab und fordert herrisch Auskunft darüber, wie es mit der Geleitgabe stünde.

„Eure hochfürstliche Gnaden wollen geneigtest zur Kenntniß nehmen,“ spricht Stahel, von der Thür wieder etwas in die Stube tretend, mit scheuer Stimme, „daß die Stadt hierüber schwere Klage führt, im Geben des Geleits ein Gebrechen findet, das die Unsicherheit auf den Straßen vermehrt und die Freizügigkeit wie die Stadtrechte einschränkt.“

Grimmig stampft Leonhard mit dem Fuße auf die Diele und erschrocken zuckt der Richter zusammen.

„Red' Er weiter.“

„Und alle die Gebrechen schriftlich zusammen zu fassen hat der Rath beschlossen . . .“

„Was sagt Er da: eine schriftliche Beschwerde?“

„Der Rath will die Gebrechen, so aus Eurer hochfürstlichen Regierung resultiren, dem Kaiser unterthänigst zur Kenntniß bringen.“

Ein Zischlaut der Wuth und Entrüstung entfährt den Lippen Leonhard's, mühsam kämpft er seine Aufregung nieder, schwer arbeitet seine keuchende Brust. Zu viel ist's, was die Stadt ihm beut, was zu thun sie sich erkühnet.

„Sie soll es büßen,“ pfaucht der Fürst.

„Mit Permission, gnädigster Herr und Gebieter. Wenn Hochdero unterthänigster Diener sich erkühnen darf zu reden, so sei hingewiesen, daß ein Gewaltakt der Beschwerde beim Kaiser nur förderlich sein müßte. Eine Ungültigkeitserklärung der kaiserlichen Privilegien urbi et orbi, eine Unterdrückung wesentlicher Bestimmungen im Stadtrecht müßte dem Kaiser Veranlassung geben, der Beschwerde wirklich näher zu treten,

und dies dürfte im Interesse der Landeshoheit zunächstens zu vermeiden sein, wasmaßen der Stadt auf anderem Wege die Macht Ew. hochfürstlichen Gnade zu fühlen gegeben werden kann."

Nachdenklich hat Leonhard in einem Stuhle sich niedergelassen und sinnend wiegt er den Kopf hin und her, bis er nach einer Weile, mehr für sich, spricht:

„Also empfiehlt sich ein Schachzug mehr als Gewalt, soweit es sich um altstipulirte Bestimmungen im Stadtrecht handelt. Das wird noch zu überlegen und zu prüfen sein. Ilsung wird nach seiner Rückkehr auch diese Sache, die zwischen Fürstengewalt und städtischer Rechthaberei liegt, in die Hand nehmen. Was indessen die Freizügigkeit betrifft, so bedeutet ihre Ausdehnung eine Schwächung der Steuerkraft, die ein haushälterisch vorgehender Landesherr hintanhalten muß. Mein Haushaltungstalent duldet keine Schwächung, ich werde solcher, wenn nöthig, durch einen Machtspruch zu begegnen wissen!"

„Euer hochfürstlichen Gnaden werden durch ein Verbot, gleichviel nach welcher Richtung hin, das Stadtrecht abermals außer Kraft setzen oder zum Mindesten verneinend tangiren, was bejahend gewährleistet ist."

„Was meint Er da?"

„Rath und Bürger dürften zum Beispiel eine Einengung in Familienangelegenheiten, in der Freizügigkeit ihrer erwachsenen Töchter und Söhne von Stadt zu Stadt bei Eingehung einer Ehe sehr übel nehmen."

„Solche Ortsveränderung bringt aber doch eine Translocatio des Vermögensstandes mit sich!"

„Unzweifelhaft! So wird durch die bevorstehende Heirath von Matsperger's Tochter nach Venedig ein Großtheil des Vermögens mit der Braut aus unserer Stadt gehen, und nicht minder wird dies der Fall sein, wenn der Kaserer junior in die Idrianer Quecksilberbergwerksgesellschaft eintritt und Salzburg möglicherweise für immer verläßt!"

„Das sind ja die Namen der reichsten Bürger. Mit den Jungen geht da das Geld der Alten fort. Das widerstrebt Meinem Haushaltsplan. Solcher exodus cum pecunia ist zu verbieten."

„Mit gnädigster Permission. Euer hochfürstliche Gnaden würden mit solchem Verbot auch zu einem generiellen Verbot der Verheirathung in auswärtige Städte und sonstige Orte außerhalb des Burgfriedens unserer Stadt gelangen."

„Dann geb' Ich auch dies Gebot für die Stadt hinfüro!"

„Mit gnädigster Permission. Ansolch Verbot widerspricht in concreto ausdrücklich jener Bestimmung im Stadtrecht, worin gewährleistet ist: „Es mag ein isleich purger, vrawn oder man in frömder herschaft stet wol geheirathen." — Euer hochfürstliche Gnaden setzen ergo mit solchem Verbot ein Stadtrechtparticulum außer Gültigkeit und Kraft und steht zu befürchten, daß ansolch Verbot die Erregung auch noch in die bisher unbetheiligten Kreise der Jugend tragen wird."

„Ich kann das nicht ändern. Halt Er Mir Blut und Geld im Land. Schließe Er das Heirathsverbot dem Rath und Bürgermeister zu, nachdem Ich selbes unterzeichnet und drohe Er der Stadt mit schwerer Pön an Geld und Gut, so auch nur Einer, ob Mann oder Weib, das Gebot der Geheirathung außerbalb unserer Stadt übertritt. Von perfektuirter Handlung wie von jedem Fall der Uebertretung Meines fürstlichen Gebotes ist Mir jederzeit Meldung zu erstatten und ausführliche Kunde zu thun. Das Schriftstück bringe Er Mir morgen nach Aufgang der Sonnen zur Unterfertigung. Ich danke Ihm für seinen Vortrag."

Kopfnickend entläßt Leonhard den Stadtrichter, der sich, froh, so glimpflich losgekommen zu sein, nach steifer Verbeugung schleunigst entfernt.

Aus der Tiefe des weiten Thalbeckens und der Moorgründe, die sich vom Fuße der Veste bis zum gigantischen Koloß des Untersbergstockes hinziehen, ist die Nacht aufgezogen, Nebelschwaden lagern über den Torfmooren; düster ragen die Berge im weiten Kranze gen Himmel, das Firmament ist von schwarzen Wolken umzogen, kaum ein Sternlein vermag das flimmernde Licht herabzusenden.

Dumpfe Schwüle liegt schwer über der nachtumfangenen Landschaft. In seiner Kemenate, deren einziges Fenster gen Westen gelegen ist, hat Hartwig den Anbruch der Nacht

abgewartet. Der Junker ist seit der Entdeckung des geheimen Burgausganges und des Kerkers, der eine wundersame Gefangene birgt, ganz verändert in seinem Wesen; die tolle Lebenslust, der Uebermuth, die Freude an Neckereien und Streichen ist gewichen, an deren Stelle ist eine Aufregung getreten, ein Drang, auf eigene Faust ein Geheimniß zu entschleiern, sich mit der Gefangenen in Verbindung zu setzen und hinter des Oheims Rücken in deren Leben einzugreifen auf irgend eine Art. —

Wie dies zu bewerkstelligen sei, das verursacht in Hartwig's Kopf ein Grübeln und Sinnen, das verschärft wird durch die Gefahr, in welche sich der Junker zweifellos bringt, wenn er, wozu es ihn bereits fieberhaft drängt, die Gefangene befreien will.

Vorerst muß er allerdings erfahren, wer sie ist, warum sie gefangen gehalten wird; sodann muß er der Kerkerschlüssel habhaft werden. Ob selbe der Burgschließer verwahrt oder gar der Oheim selbst?

Eine direkte Frage ist unmöglich, da mit einer solchen Hartwig verräth, daß er sowohl vom unterirdischen Kerker wie geheimen Gang Kenntniß hat, und die Schließung der Stollenmündung würde unzweifelhaft die Folge einer unüberlegten Frage sein.

Fragt Hartwig den Schließer, so wird dieser mißtrauisch werden und sicherlich dem Oheim Meldung erstatten; fragt er den Oheim, so wird die Strafe für den Vorwitz auf dem Fuße folgen und Hartwig kann für die nächste Zeit seine eigene Stube als Kerker betrachten.

Bleibt nur noch sein Gönner Doktor Mändl, der bisher über alle seine tollen Streiche den Mantel christlicher Liebe und Nachsicht gebreitet, die unsinnigsten Thaten des Junkers vertuscht und Hartwig vor harter Strafe bewahrt hat. Vielleicht gelingt es, den Kanzler auch diesmal auf seine Seite zu bringen und durch dessen Hilfe die Kerkerschlüssel zu erhalten.

Vorsichtig öffnet Hartwig die Stubenthüre und lauscht hinaus in den steingedeckten Flies.

Niemand scheint mehr auf zu sein, die Thorwache im äußersten Burghof kann nicht hinderlich sein für einen nächtlichen

Besuch beim Kanzler. Hartwig huscht hinaus, zählt durch Betastung der Thüren den Weg ab bis zur Behausung Mändl's und klinkt dessen Zugangsthüre auf.

Niemand ist im Vorgemach, finster der Raum, durch den der Junker sich vorsichtig tastend schleicht. Durch die Thürritzen dringt schwacher Lichtschein, also ist Mändl noch auf, das ist günstig.

Hartwig pocht leise und drückt auf das Schloß der Thüre: am Tische, bei flackerndem Lichtschein, hockt der Kanzler in lässiger Hauskleidung und leert die Reste aus den Kannen.

Kaum achtet Mändl, dessen kaum erwachter Geist durch den Genuß der schweren Südweine sich wieder zu umfloren beginnt, des eintretenden Junkers, und nickt ihm erst zu, wie Hartwig am Tische steht und flüsternd fragt, ob er dem Gönner und Freunde einen Humpen vom eigenen Weine bringen dürfe.

Ein vergnüglich Grinsen bejaht die Frage, und Hartwig nimmt schlankweg das Licht vom Tisch, läßt den weinseligen Kanzler im Finstern hocken und entfernt sich mit der Leuchte, um in den bischöflichen Separatkeller zu steigen, zu dem Hartwig sich einen heimlichen Schlüssel zu verschaffen gewußt.

Bald ist er mit einem dickbauchigen Krug wieder in der Stube Mändl's und füllt die Humpen aufs Neue.

Mändl lallt vergnüglich:

„Brav, mein Sohn,“ und prüft in langen, bedächtigen Zügen das köstliche Rebenblut.

Hartwig trinkt Bescheid, doch suchen seine Blicke jeden Winkel in der Stube ab. Dort in der Ecke oberhalb der Lagerstatt des Kanzlers hängt ein Bund mächtiger, verrosteter Schlüssel; ob es die gewünschten sein werden? Der Kanzler hat aber, so kalkulirt Hartwig bei sich, mit den Gefängnissen nichts zu thun, was also können das für Schlüssel sein.

Hartwig wagt eine Frage: „Huhu, wie schaurig das Schlüsselbund dort. Ist der Kanzler des Erzbischofes und Stiftes gar Eisenmeister und Schließer geworden?“

Mändl guckt halb geistesabwesend in die angedeutete Richtung, stärkt sich abermals durch einen langen Zug aus der Kanne und spricht, schwerfällig sich im Stuhl zurücklegend:

„Kerkermeister, nein. Kellermeister wär' mir lieber! Sind geheime Schlüssel das — doch das versteht Er nicht, Junker!“

„Geheime Schlüssel sagt Ihr, vieledler Kanzellar?“

„Der Wein ist gut. Von diesem dürft Ihr Thunichtgut mir öfters bringen zu nächtlicher Stunde. Ein Tropfen schwer und gut, ein Labsal für das Alter!“

„Wie wär's, Kanzellar, wenn ich Euch meinen Kellerschlüssel übergebe?“

„Wollt Ihr tauschen, he?“

„Mich reizt alles Geheime. Drum möcht ich wissen, welche Geheimnisse jene Schlüssel erschließen!“

„Es wird doch wohl nicht gehen. Wenn unser Herr und Gebieter auf die Schliche käme, in den tiefsten Thurm würden wir beide geworfen. Wissen doch nur der Erzbischof, Ilsung und ich um den Stollen, dessen Mündung stetig streng verschlossen gehalten werden muß.“

„Es sind aber noch mehr Schlüssel im Bund.“

„Die gehören zu den Kerkerthüren der schwersten Verbrecher.“

„Können Weiber auch schwere Verbrecher sein?“

„Wie, Er weiß? Doch nein: Er weiß gar nichts. Er kann nichts wissen! In besonderen Fällen: ja. In solchen Fällen bin ich, der Kanzler, Großschlüsselbewahrer und Vollzugsorgan für spezielle Befehle meines Herrn und Gebieters!“

„Ah! Welches hohe Amt und schwere Bürde. Da seid Ihr, Kanzellar, ja die wichtigste und gefährlichste Person im Erzstift. Huhu! Mir grauset schier von Euch!“

„Spo—spo—spottet nicht, Junker. Bei—bei—bei Ba—ba—bachus der Wei—wein ist sta—stark!“

Der brave Kanzler hat richtig nochmal den Zungenschlag erwischt und sinkt in sich zusammen.

Laute Schnarchtöne künden, daß er hinübergeschlummert ist in das Reich der Träume.

Darauf hat Hartwig nur gewartet.

Leise erhebt er sich, nimmt den Schlüsselbund, birgt ihn wie ein kostbar Kleinod und verläßt sachte die Behausung des Kanzlers, um sich trotz nächtlicher Finsterniß zur Stollenmündung hinunter zu schleichen.

Wohl findet der Junker den einsamen kleinen Burghof wieder, doch ist die Dunkelheit zu dicht, um sich zu orientiren. Wieder muß Hartwig sich die Mauer entlang tasten; eine Ewigkeit dünkt ihm dies Suchen in seiner Aufregung; er muß bereits ganz im Rechteck des Burghofes herumgetastet sein und noch immer hat er die Stollenthür nicht gefunden. Sollte sie inzwischen geschlossen worden sein? Oder ist Ilsung zurückgekehrt?“

Das letztere ist nicht wahrscheinlich; das erstere könnte der Fall sein, wenn der Schließer den Gefangenen die Abendatzung gebracht hat.

Ein Waldkeuzchenruf, schaurig und unheimlich läßt Hartwig erbeben. Mit verhaltenem Athem horcht der Junker lange Zeit, ihm klopft das Herz und hämmern die Schläfen. Wenn er jetzt ertappt würde, was soll er sagen? Aber es regt sich nichts, verlassen wie immer ist dieses kleine Vorwerk innerhalb der Zwingburg.

Wieder tastet Hartwig weiter und diesmal hat er Glück; der Mond wird frei vom dunklen Gewölk, das ein steif aus Nord aufgesprungener Wind von dannen jagt, sanftes Silberlicht übergießt die mächtige Veste und ihre trutzigen Wälle, es flimmert und glitzert im nächtlichen Zauberschein geisterhaft, und des Junkers einsame Gestalt wirft einen gespenstisch langen Schatten.

Hartwig steht betroffen; ihm deucht bei Mondenschein der kleine Burghof verändert; sollte er irre gegangen sein? Und wie es schaurig im Geschröff seufzet und klaget. Der Nachtwind zieht durch den Tann und streicht über den Brustwall. An seiner Armbrustscheibe an der einen Mauerseite erkennt Hartwig, daß er sich doch richtig im kleinen Burghof befindet.

Eines der schweren Thore muß zur Stollenmündung führen, nur ist das früher angelehnt gestandene Thor jetzt geschlossen, vielleicht vom Wind zugeschlagen worden. Hartwig sucht den größten der Schlüssel heraus, hält die übrigen, um ein verrätherisch Klirren zu vermeiden, fest zusammen und versucht nun das eine Thor zu öffnen.

Der lange, riesige Bart paßt in das mächtige Schloß,

doch den Schlüssel umzudrehen, bedarf es gewaltiger Anstrengung; Hartwig dreht mit beiden Händen aus ganzer Körperkraft und läßt dadurch die übrigen Schlüssel klirrend los. Wenn jetzt ein Wallknecht die Ronde macht, muß der Junker in der bedenklichsten Situation erblickt werden und dann Gnade ihm Gott! Drum schnell geöffnet.

Hartwig reißt das Thor auf, dumpfer Modergeruch strömt ihm entgegen; kein Zweifel, er steht abermals am Stolleneingang. Soll er die Schlüssel stecken lassen? Nein, die könnten seine Anwesenheit verrathen.

Sachte zieht der Junker sie ab, tritt in den Gang ein und zieht die Thür hinter sich zu. O weh, das Schloß ist eingeschnappt. Und Hartwig hat vergessen, sich mit Licht zu versehen. Nun hat er die Bescherung.

Die schärfsten Selbstvorwürfe ändern die Sache nicht, er hat sich unter Umständen selbst ausgesperrt. Doch nun die schöne Gefangene aufgesucht, nach welcher Hartwig in jugendlichem Feuereifer sich sehnt, die er befreien will, wenn . . .

Ja, unter welchen Bedingungen will Hartwig ihr die Freiheit verschaffen auf die Gefahr hin, vom Oheim selbst in den leeren Kerker geworfen zu werden?

Der Junker bleibt sich die Frage schuldig; er tastet nach dem Kerkerfenster und von diesem nach der Thür. Schlüssel um Schlüssel wird probirt, keiner paßt ins Schloß, oder hantirt Hartwig nur in der pechschwarzen Finsterniß so ungeschickt.

Gedämpfte Laute dringen an sein Ohr, ein klagend Seufzen einer gebrochenen Mannesstimme und der Silberklang eines Frauenorgans.

Hartwig stutzt; sollte die Gefangene den Kerker mit ihrem Geliebten oder Gatten theilen?"

Ein Schlüssel paßt, nun gibt es kein Zurück mehr, kreischend dreht der Schlüssel sich im Schloß, ächzend dreht die Thür sich in den Angeln, modrig weht es aus dem aufgeschlossenen Kerker.

Eine Frauenstimme fragt halblauten Tones: „Wer nahet? Was bringt Ihr, Fremder?"

Hartwig bebt am ganzen Körper, es versagt ihm die Stimme.

Und durch sein Gehirn zuckt der Gedanke, daß er möglicherweise die größte Dummheit seines jungen Lebens zu begehen im Begriffe stehe.

Wieder tönt die Frage an sein Ohr:

„Bringt Ihr Gutes uns, die Freiheit. O erbarmet Euch des unglücklichen Paares!“

Also wirklich ein Paar. Fast fühlt sich Hartwig versucht, die Kerkerthüre wieder zuzuschlagen und dem Abenteuer ein jähes Ende zu machen. Aber ist das edel? Ist das ritterlich, just jetzt, wo er um Erbarmen angefleht wird?

Unbedingt muß Hartwig sich vergewissern, welcher Verbrechen das gefangene Paar geziehen wird, warum es in den Kerker geworfen wurde.

Und diesbezüglich fragt er in den schaurigen Raum hinein, dessen Bewohner in der Finsterniß nicht wahrzunehmen sind.

Wieder antwortet die Frauenstimme:

„Wir sind Juden und in jener Schreckensnacht auf die Burg geschleppt worden.“

„Was habt Ihr verbrochen?“

„Nichts!“

„Und deshalb seid Ihr in den Kerker gekommen?“

„Es ist so. Der Bischof wünschte unsere Reichthümer und jene der anderen vom auserwählten Volk zu erhalten oder doch Angaben über die Orte, wo solche verborgen. Wir wissen davon nichts, haben auch nichts vergraben. Gleichwohl schleppte man uns auf des Bischofs Geheiß hierher und ließ uns ohne Nahrung seit langen Tagen.“

„Wie sagt Ihr: Mein Oheim selbst hat Euch in den Kerker werfen lassen?“

„Sein Ihr verwandt mit dem Bischof, o habt doch Ihr Mitleid mit uns, dessen des Herrschers Herz entbehrt. Wir sind frei von jeglicher Schuld. Der Vater alt, gebrochen, sterbensmatt, und ich selbst, noch jung an Jahren, vermag kaum mehr, mich aufrecht zu erhalten. Erbarmet Euch, o Herr!“

Hartwig ist ein Spielball widerstreitender Gefühle, doch siegt das Mitleid und sein junges, leichtempfängliches Herz. —

„Kommt heran, tastet Euch zu mir. Wir wollen den tiefen Stollen hinab steigen und ins Freie zu gelangen suchen.“

„Habt Dank zum Voraus, edler Mann,“ tönt es entgegen, dann ermuntert Esther, die mit ihrem Vater gefangen gehaltene Jüdin, diesen, alle Kräfte anzuspannen für den Befreiungsgang.

Schlürfende Schritte künden, daß das Paar den Kerker verläßt, den harrenden Junker umweht milder Frauenduft, eine zarte Hand tastet nach ihm, nun berühren sich ihre Hände.

Hartwig will die Gefangene führen, doch Esther bedeutet dem Ritter, daß sie ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit dem völlig gebrochenenen Vater widmen, ihn geleiten müsse auf dem beschwerlichen Weg. So geht denn Hartwig voraus, mit dem Fuße die feuchten Stollenstufen betastend und mit einer Hand gleichfalls den alten Daniel stützend.

Lange dauert der mühselige Abstieg, doppelt länger, da der alte Jude schier bei jedem Schritt vor Ermattung in die Kniee sinkt. Nur die winkende Freiheit vermag es, die letzten Kräfte aufzuwenden.

Weicher, reiner strömt die Luft den Wanderern im Stollen entgegen, gierig athmet Esther den langentbehrten Odem der Natur ein, ein Seufzer mühsam verhaltener Freude und doch gemischt mit banger Sorge, ob die Flucht wohl auch zur Gänze gelingen werde, entringt sich ihren Lippen.

Der alte Jude ist ohnmächtig geworden, Esther und Hartwig müssen ihn vollends tragen, und besorgt fragt das Mädchen, ob die Wanderung noch lange dauern werde.

„Ich glaube nicht daran, denn schon strömt frische Waldluft in den Stollen, wir sind der Mündung nahe und dann dem Burgbann entronnen.“

Und richtig, schon nach wenigen Schritten fluthet das Zwielicht der Morgendämmerung in die Stollenmündung und leuchtet das Grün des Buschwerks entgegen.

Ein Ruf höchsten Entzückens dringt aus Esther's Brust, in überquellender Freude und Dankbarkeit will das Mädchen dem edlen Ritter die Hand drücken, doch Hartwig steht wie versteinert im Bann der Schönheit dieses Wesens.

Schön hat seine Phantasie ihm die Gefangene vorgespiegelt,

doch was in Menschengestalt vor ihm steht, übertrifft selbst das Gebilde erregter Einbildungskraft.

„Gott, wie schön, wie herrlich schön," flüstern seine zuckenden Lippen, und seine Augen flackern in leidenschaftlicher Gluth. Demüthig dankbar küßt Esther dem Ritter die Hand, die Hartwig erschrocken zurückzieht.

Dann widmen sich beide dem Alten, der allmählig in frischer Morgenluft sich erholt. Hartwig will dem ungleichen Paare eben den Austritt aus dem Stollen schildern, da fällt ihm heiß und glühend bei, daß er beim Verlassen des Kerkers vergessen die Schlüssel abzuziehen, deren er bei etwaiger Rückkehr durch den Stollen zur Oeffnung des Stollenthores dringend bedarf. Er erklärt der Jüdin, wie sie das Geäst auseinanderdrängen, sich durchzwängen und hernach das Gebüsch wieder möglichst zusammendrücken soll, auf daß das Geheimniß des Einganges in den Stollen gewahrt bleibe vor fremdem Auge. Er selbst müsse jedoch zurück, die Schlüssel zu holen. Wolle Esther auf ihn im Buchenwalde warten, so werde er gern die Führung weiter übernehmen und versuchen, sie und den Vater über die Grenze zu bringen.

Für alle Fälle jedoch deutet Hartwig ihr die Fluchtrichtung an zur Straße durch das Moor gen Sonnenuntergang.

„Wie, vieledler Junker. Ihr wollt uns knapp vor Eintritt in die goldene Freiheit verlassen?"

„Ich muß zurück und mich der Schlüssel versichern. Verschlossen wäre mir sonst die Rückkehr auf geheimen Wege in die Burg. Um Eins bitte ich Euch: Gelobet mir auf Wort und Handschlag, zu hüten dies Geheimniß, nie durch ein Wort zu verrathen diesen geheimen Gang."

„Ich gelobe es und danke Euch aus tiefstem Herzensgrunde für Eure Edelthat. Gern wollen wir warten im sicheren Waldesschatten auf Eure Wiederkehr, sind wir doch Eures Schutzes weiterhin bedürftig. Habt Dank, edler Junker, tausendfältigen Dank!"

Auch Daniel, am Boden liegend vor Ermattung, dankt mit gebrochener Stimme für die Edelthat, die ihm ermögliche, in Freiheit doch zu sterben.

Einen langen Blick auf Esther's herrliche Gestalt werfend, tritt Hartwig hastigen Fußes zurück und klettert die Stollenstufen hinan, indeß Esther den Vater aufrichtet und mühsam ihn und sich durch den Busch zwängt und sodann der Weisung des Junkers gemäß die Zweige wieder in eine möglichst natürliche Lage bringt.

Im thaufrischen Morgen schleppt Esther den alten Vater tiefer in den Buchenwald hinein und bettet ihn weich auf grünem Moose, das Haupt des greisen Alten in ihren Schooß nehmend.

Welch namenloses Glück doch die Freiheit bietet! Und welche Wonne ist's, die erquickend frische Luft zu athmen nach entsetzlicher Kerkerhaft. Jedes Blatt und jeder Grashalm erregt das Entzücken Esther's, sie möchte aufjubeln über den schimmernden Sonnenschein, dessen Strahlen sich durch die Baumgruppen stehlen und märchenhaft den moosigen Waldboden vergolden.

Doch unterdrückt Esther jeden Laut der Freude, ja jede Bewegung ihres herrlichen Körpers, um den schlummernden Vater nicht aus dem Schlafe zu wecken.

Stunde um Stunde verrinnt; es deucht dem Mädchen eine Ewigkeit, seit der Junker in den Stollen zurückgekehrt ist. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Die rasche Widerkehr hat er wohl versprochen, doch vergeblich harrt Esther des Junkers und wird allmählig ängstlich, von Sorge um ihn erfüllt. Soll sie, kaum befreit, in den Kerker zurück, um nachzusehen, ob dem Junker im Stollen Unheil widerfahren sei?

Sollte die Flucht entdeckt und der Retter gefangen gesetzt worden sein? Und wenn das der Fall, ist es nicht Pflicht des Mädchens, die schwachen Kräfte aufzubieten zur Befreiung des uneigennützigen edlen Junkers?

Esther wird von einer Unruhe erfaßt, die ihr das unthätige Hinbrüten unmöglich macht; sanft bettet sie den Vater auf das Moos, erhebt sich leise und huscht zum Gebüsch, dessen Geäst sie zurückdrückt, um den Stolleneingang zu erreichen.

Wie der Modergeruch ihr entgegenschlägt, bleibt das Mädchen wohl einen Augenblick erschrocken stehen, es ist Kerkerluft, die aus dem Stollen entgegenweht, und die zu meiden,

jetzt die Klugheit gebeut. Aber das dankbare Herz, die Sorge um den vielleicht verunglückten Retter treibt Esther vorwärts, das Mädchen hastet die glitschigen Stufen hinan und tastet sich hinauf durch die schaurige Stollennacht, bis das versperrte Mündungsthor Halt gebietet.

Was nun? Ist der Junker in die Burg zurück? Begnügte er sich, ihr und dem Vater den Weg zur Freiheit zu weisen und will er weiter nichts mehr von ihnen wissen? Einer plötzlichen Eingebung Folge leistend, tastet sich Esther zum Kerker hin, den sie vor wenigen Stunden durch des Junkers Hilfe verlassen.

Die schwere Eisenthüre ist verschlossen; Esther kann sich jedoch bestimmt erinnern, daß sie offen blieb, als die Flucht bewerkstelligt ward.

Das Mädchen klopft an die Thüre, um sich zu überzeugen, ob der Kerker leer sei.

Ein Hilferuf antwortet; wie gelähmt vor Schreck steht Esther, es wirbelt ihr im Kopf, sie erkennt des Junkers Stimme und die Kniee zittern ihr.

Der Retter ist gefangen gesetzt. Er muß befreit werden auf die Gefahr hin, daß sie selbst wieder zur Gefangenen wird. Aber wie?

Esther klopft abermals; dumpf tönt es aus dem Kerker, Esther vermag nur ein Wort „Schlüssel“ zu erfassen und sofort tastet das Mädchen nach dem Thürschloß.

Jehova sei gepriesen, der Schlüssel steckt von außen.

Mit Aufgebot aller schwachen Kräfte dreht Esther den Schlüssel; mehrfach mißlingt der Versuch, bis sie mit der Kraft der Verzweiflung die Umdrehung zu wege bringt und das Thor sich knarrend in den rostigen Angeln bewegt.

Mit einem Satz springt Hartwig heraus, Esther in der Finsterniß überrennend.

„Junker! Seid Ihr es wirklich?“ ruft Esther und rafft sich auf.

„Bist Du es, Mädchen?“ fragt, innehaltend, Hartwig.

„Ja, ich bin es!“

„Gott lohne es Dir bis in die Ewigkeit! Doch nun rasch die Schlüssel abgezogen und dann fort von hier!“

Hastig versichert sich Hartwig beider Thorschlüssel und zieht mit besonderer Vorsicht die Kerkerthüre zu, auf daß eine Wiederholung des Mißgeschickes, sich selbst gefangen zu setzen, unmöglich gemacht wird.

Hand in Hand gleitet das Paar die Stufen hinunter und Hartwig erzählt mit bebender Stimme, welch' entsetzliche Angst er ausgestanden, nachdem er sich durch seine Unvorsichtigkeit eingeschlossen.

Verwundert fragt Esther, wie dies möglich gewesen und Hartwig gesteht, daß er sich, einmal heroben, vergewissern wollte, ob Esther nicht vielleicht in der Hast der ersten Flucht etwas liegen gelassen und vergessen habe mitzunehmen.

Kaum eingetreten in den Kerker, schnappte das Schloß ein und Hartwig war gefangen. Nun aber wieder frei durch des opferwilligen Mädchens Hilfe, dankt der Junker Esther mit dem Ungestüm seines Wesens, mit einer überquellenden Herzlichkeit und drückt des Mädchens zarten Körper an sich unter heißen Schwüren, diese Hilfe niemals in diesem Leben vergessen zu wollen.

Willenlos liegt Esther in des Junkers Armen, die sie vollends zur Stollenmündung hinabtragen. Glücklich erreicht das Paar den Ausgang und im goldenen Tageslicht wiederholt Hartwig seine Dankesbetheuerungen, die Esther bescheiden abwehrt mit dem Hinweis, daß sie ja nichts weiter als ihre Pflicht erfüllt habe.

Das will Hartwig nicht gelten lassen; er fühlt zu gut, daß Esther die eigene kaum wiedergewonnene Freiheit zu opfern bereit gewesen, um ihn zu retten. Ein unermeßlich Glück, daß diese Rettung gelang. Vermodern und verfaulen, verhungern und verdursten hätte Hartwig können im dumpfen Kerker. Und wer rettete ihn aus sicherem Verderben? Ein Judenmädchen! Die Tochter eines vertriebenen Juden, die er aus Lust an Abenteuern, aus Uebermuth und Lust an tollen Streichen erst befreite, in der Hoffnung, sich die Befreite gefügig seinen Launen zu machen. Und jetzt?

Verweht ist das Empfinden des ungeheuren Standesunterschiedes, die Jüdin dünkt dem Junker ebenbürtig, keinem Ritterfräulein könnte er größere Achtung entgegenbringen.

Doch nun gilt es zunächst, sich in Sicherheit zu bringen; Daniel wird geweckt, der Alte fühlt sich gestärkt durch den langen Schlummer in freier Waldesluft und kann, wenn auch langsam, die Wanderung durch das Moor antreten.

Langsam erreichen die ungleichen Wanderer die Stiftsgrenze gegen Bayern, die Hartwig indeß vorschlägt, bei Nacht zu überschreiten, und lagern sich seitlich der Straße in den Erlenauen der Saalach, nachdem dem Junker es geglückt, etwas Speise und Trank in einem Gehöft für alle drei Wanderer zu erhalten.

Sowohl Esther wie Hartwig, die unterwegs meist stumm geblieben, richten nun in Rast den Blick zurück auf die vom Abendsonnenschein vergoldete Trutzburg und unwillkürlich kreuzen sich dann des Paares Blicke; in Esther's Auge strahlt innige Dankbarkeit und Demuth, Hartwig's Feuerauge flammt hingegen leidenschaftich auf, je weicher Esther's Blick wird. Stumm, schwer ermüdet lagert Daniel am Boden, sein Kräfte sind vollends erschöft.

Hartwig rückt näher zu Esther und faßt ihre schmale, zarte Hand, ein leidenschaftliches Beben durchrüttelt ihn. Leise flüstert er ihr zu, wie glücklich ihn das Gelingen der Befreiung, aber auch ihre Nähe mache, daß er freudig Allem entsagen, Alles verlassen wolle, um ihr zur Seite bleiben zu können.

Ein heißes Roth färbt Esther's Wangen, wehmüthig schüttelt das Mädchen den zierlichen Kopf und entzieht Hartwig die schmale, bebende Hand:

„Nicht so, vieledler Junker! Gehört Euch zwar mein Leben und mein heißer Dank, so trennt uns für ewig die ungeheure Kluft. Ihr seid Christ und ich bin Jüdin, ausgestoßen, verjagt, heimathlos.“

Immer leidenschaftlicher sucht Hartwig Esther's Worte zu entkräften und heiß wirbt er um ihre Liebe.

Erschrocken fährt Esther auf, erhebt sich und wehrt jedes Wort ab, denn der Junker sei nicht bei Sinnen und redet irre. Auch Hartwig hat sich erhoben und bemüht sich, das Mädchen umzustimmen durch erneute Versicherungen seiner Liebe.

Ein Stimmengewirr von der Straße her macht das Paar verstummen, Hartwig blickt hinüber und zuckt zusammen, mit

einem Ruck sucht er, sich niederduckend, Esther gleichfalls niederzuziehen und den Blicken der herankommenden Schaar zu entrücken.

Zu spät. Das Paar ist gesehen worden, die Hallohrufe bekunden dies zu deutlich. Kriegsknechte und Trabanten stürzen im eiligen Laufe herbei, johlend und kreischend greifen sie das Mädchen, indeß Hartwig mit blankgezogenem Floret den Angriff abzuschlagen sucht.

Einen Kriegsknecht sticht der Junker nieder, ein wuchtiger Hieb auf sein Hinterhaupt streckt ihn jedoch zu Boden.

Unter wüstem Geschrei wird Daniel durch Hellebardenstöße aufgemuntert, sich zu erheben, und als der Greis dies nicht vermag, schlägt ihn der rohe Haufe unter Hohngelächter todt. —

Das Mädchen wehrt sich verzweifelt, Esther schlägt wie rasend um sich, kratzt und beißt, und wie sie einen Knecht zu würgen versucht, hauen die rohen Söldner mit Beilen sie nieder. —

Inzwischen ist die Straße auch der Troß Reissige, der den erzbischöflichen Adlatus und Gesandten Doktor Ilsung von Bayern gen Salzburg zu geleiten hat, herangekommen, und der Gelehrte fragt laut, sich im Sattel hebend, was das Geräufe zu bedeuten habe und befiehlt seinen Geleitern, demselben ein Ende zu machen.

Es dauert lange, bis dem Adlatus die wilde, widerliche Scene erklärlich wird. Als die Kriegsknechte den niedergeschlagenen Junker aus den Erlen zerren und emporheben, entfährt ein Schrei des Schreckens und Entsetzens dem Gelehrten, der trotz der Dämmerung die Farben Keutschach's am Koller erkennt und augenblicklich den Sattel verläßt, um für das Leben des blutüberströmten Junkers rettend einzutreten.

Wie Ilsung schier verzweifelnd nach Wasser ruft und sich abmüht, Hartwig zu Bewußtsein zu bringen, die Wunde am Hinterhaupt sorgsam verbindet, ändert sich die Scene und gedrückt schleichen die meisten der Unholde von dannen.

Aus Hellebarden, die durch Stricke aneinander gebunden und mit Laken belegt sind, tragen die Reissigen den bewußtlosen

Junker gen Salzburg, gefolgt vom tiefbetrübten Doktor Ilsung, Niemand achtet weiter der Ermordeten.

Der Schleier der Nacht, dichte Flußnebel umwogen den blutgetränkten Nebel Schauplatz roher Gewalt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Rath Matsperger hat mit dem Kaufherrn Kaserer Rücksprache wegen der Formalitäten in Bezug auf die bevorstehende Heirath seiner Tochter Diemudis nach Venedig gehalten und nach Verlassen von Kaserer's Haus den Weg zum Rathhaus eingeschlagen.

Der herkulisch gebaute Mann schreitet gemächlich vorwärts, den mächtigen Kopf etwas gesenkt, in Gedanken verloren. Langfadiger Regen träufelt vom grauen Firmament hernieder, es klatschen die Tropfen auf dem Steinpflaster auf und vereinigen sich dieselben allmählig zu kleinen Lachen in Senkungen, die Häusermauern färben sich durch das gegen sie schlagende Himmelsnaß schwärzlich.

Ab und zu heult der Wind durch die öden Gassen, da und dort ein Fenster bewegend und den Regen in schrägen Strichen vor sich treibend. Rath Matsperger achtet des üblen Wetters wenig, kaum fühlt er, daß sein Wams durchnäßt wird. Er schreitet fürbaß durch die menschenleeren Gassen. Doch als er in den Marktplatz einbiegt, hält er erstaunt inne, sein Blick fällt auf eine große Menschenmenge, die sich vor dem Rathhaus staut und trotz Regen und Sturmwind wie eine Mauer steht und die Köpfe reckt.

Stimmengewirr tönt dem Rathsherrn entgegen, die Leute sind offenbar nicht wenig erregt und unterhalten sich über etwas Absonderliches, dabei immer wieder auf den Thurm des Rathhauses blickend. Mitunter dröhnt schallendes Gelächter dazwischen und Spottrufe werden laut.

Matsperger beschleunigt seinen Schritt, es erfaßt auch ihn Neugierde, und näherkommend sucht sein Auge am Thurm zu erfassen, was die Menge in Athem hält. Betroffen steht Matsperger still, schärfer sieht er zu, als traute er seinen Augen nicht; es ist kein Zweifel, am Thurm des Rathhauses ist ein marmornes Schwein eingefügt, das Kinder säugt.

Und so auffallend sind diese Kinder in Marmor dargestellt, daß sie beim ersten Blick als Judenkinder erkannt werden müssen. Die Salzburger haben den Spott sofort herausgefunden und delektiren sich daran in derben Witzen.

So sehr fesselt sie das vom Fürsten gebotene Schaustück, daß sie trotz Regen und Wind Stand halten mauerfest. Mag ihnen sonst der Bischof nicht nach ihrem Sinn sein, die Verspottung der verjagten Juden verursacht der Menge Schadenfreude. Rath Matsperger wendet sich indeß entrüstet ab, der Anblick des Schweines beleidigt sein Auge.

Unwillkürlich erfaßt ihn Abscheu vor solcher Gewaltthätigkeit und Verhöhnung wehrloser, davon gejagter Leute, die, wenn auch nur Juden, doch immer noch Mitbürger gewesen sind. Die Kunde von dem eingemauerten Schwein scheint sich rasch in der Stadt verbreitet zu haben, denn es strömen immer neue Schaaren Neugieriger herbei, Männer und Weiber, auch Kinder werden mitgeschleppt und dann auf die Arme genommen, auf daß sie ja das „Judenschwein“ recht deutlich sehen können. Die Jungens verstehen freilich nichts von dem derben „Witz“ des Landesherrn, aber sie johlen mit den Alten.

Kopf an Kopf gedrängt gucken die Bürger und Bürgersfrauen aus den Fenstern am Marktplatz und betrachten sich die immer mehr anschwellende Menschenmenge. Am lautesten geht es in den vordersten Reihen derselben zu, wo der Sleinzer das große Wort führt und den ihn umstehenden Leuten den „Witz“ des Keutschacher's erklärt.

Mit zur Fistel überschlagender Stimme, sich aufblähend vor Wichtigthuerei, kräht der Mann aus der Gstädtengasse:

„Ich sage Euch, der Witz ist fein, viel besser als des Keutschachers Rübenbier!“

Wieherndes Gelächter der Zünftler und Bürger animirt den Sprecher, in seiner Rede fortzufahren:

„Ich sage Euch, es ist viel „Ehr“, die der Bischof da den verjagten Juden erweiset. Ein Christenmensch kriegt kein Gedenken in Marmor.“

Eine Stimme aus der Menge wirft plötzlich ein: „Aber unsere Kinder werden nicht von Säuen gesäugt!“

Unwillig über die Unterbrechung beeilt sich der Sleinzer wieder zu Wort zu kommen und kündigt einen Spottvers an, den er gleich machen werde.

Gespannt blickt die ihn umringende Menge auf den Dichterling, der würdevoll den Zeigefinger an die Stirn legt, als will er mit demselben die Verse aus dem Kopf ziehen. Das Schaustück einer Gedichtfabrikation fesselt die Menge mehr als das Juden säugende Schwein, und immer dichter wird der Possenreißer umringt, der in schlauer Berechnung die Leute erst ein wenig warten läßt, obwohl er sein G'stanzl schon fertig hat.

Die Gelegenheit wird wieder für ihn günstig sein, wenn er den Augenblick zum Absammeln richtig erfaßt.

Die neugierige Menge flüstert sich die Kunde, daß der Sleinzer ein Gedicht mache, von Mund zu Mund, bis auch die weiter entfernt Stehenden davon erfahren und erwartungsvoll der kommenden Dinge harren.

Das Gesumme verstummt und nun legt der Sleinzer los:

„Was ich allhier und füro Euch ehrsamen Bürger vortragen will mit Bedacht und wohlgefügig, benamset sich: „Das Judenschwein!“:

Es war einmal ein Erzbischof,
Ein schwerer, scharfer Mann,
Der schwinget Scepter und den Krummstab auch,
Sogar den Meißel er führen kann.

Er siedet Bier und jagt die Juden fort,
Setzt ein Gedenken ihnen fein,
Ihr seht es oben an dem Thurm,
Das steinern schwere Judenschwein.

Die Marmorsau vom Untersberg,
Gar traut sie dort zu sehen ist;
Sie säuget Judenkinder zart,
Obwohl sie gar nichts frißt.

Der Rübenmann ist wahrlich schlau,
Weiß Klugheit mit dem Herz zu paaren:
Die steinern' Milch ist billig, kostet nichts,
Und labet dennoch Judenschaaren!“

Johlendes Gelächter belohnt die anzüglichen Spottverse des Possenreißers, der stolz um sich blickt und sich eben anschickt mit der vom Kopf gezogenen Kappe klingenden Lohn für seine G'stanzel einzusammeln.

Ein lauter Ruf im Rücken der Menge lenkt die Aufmerksamkeit vom Sleinzer ab, alles wendet sich um und guckt auf den Stadtrath Matsperger, der ernst, doch wohlmeinend die Leute auffordert, auseinander zu gehen und gefährlichen Spott zu unterlassen.

Unzählig über diese Störung murrt die Menge und besonders der Sleinzer hetzt durch Zurufe zu weiterem Verbleiben in der Hoffnung, schließlich doch noch etwas für sich herauszuschlagen.

Ein vehementer Windstoß jedoch, dem ein wahrer Wolkenbruch folgt, jagt die Leute von dannen, schreiend flüchtet die Menge in die nächsten Häuser, in Thorbogen Schutz und Unterstand suchend. Gelassen trotz Sturm und Wetter setzt jedoch Matsperger seinen Weg nun fort und tritt arg durchnäßt in das Rathhaus, um nähere Erkundigungen über den neuen Thurmschmuck einzuziehen.

In der düsteren Rathsstube sitzen zehn Salzburger Gemeinderäthe um den schwerfälligen Tisch und lauschen schier mit verhaltenem Athem den Mittheilungen des dürren Stadtrichters, dem der Bürgermeister zur Seite steht.

Eben hat der Richter bekannt gegeben, daß er im speziellen Auftrag des Erzbischofes vor den Räthen erscheine, da klinkt Matsperger etwas geräuschlos die Saalthüre auf und tritt ein; halb ärgerlich über die Störung im spannungsvollen Augenblick und doch wieder erfreut, daß der einflußreiche und ob seiner Redegewandtheit im Rathe in hohem Ansehen stehende Matsperger doch noch zur außerordentlichen Sitzung kommt, wenden die Räthe dem Eintretenden die Köpfe zu, und ein leiser Zischlaut mahnt den verspäteten Ankömmling leiser aufzutreten.

Matsperger bleibt denn sofort an der Saalmauer stehen, worauf der Richter in seiner Rede fortfährt:

„Einem löblich ehrsamen Rath habe ich ein Schriftstück zu überreichen, worin Seine fürstliche Gnaden der Stadt zu wissen thun, daß hinfüro das Heirathen junger Leute beiderlei Geschlechtes nach auswärts in fremde Städte und Orte verboten und im Uebertretungsfalle mit schwerer Pön in Geld belegt ist!“

Ein vielstimmiger Ruf der Ueberraschung tönt durch den weiten Saal; die meisten Räthe fragen schreiend: „Wie? Was sagt Er?“ und halten die rechte Hand ans Ohr, um die Antwort besser erfassen zu können.

Auch Matsperger ist an den Tisch getreten, ein tiefer Ernst liegt in seinen Gesichtszügen, doch zeigt er sich wenig überrascht als die übrigen völlig verblüfften Räthe und greift nach der Pergamentrolle, die das unerhörte Geheirathungsverbot enthält. Dies gibt das Signal für die übrigen Räthe, die zeternd über den neuen Eingriff in das Stadtrecht aufspringen und schreiend über solch unerhörte Vergewaltigung auf den Stadtrichter einstürmen.

Erregt ist auch der Bürgermeister, der einmal um das andermal, es sei solch' Gebot unmöglich, eine Knebelung alten Rechtes und ein Fußtritt für die Stadt. Je toller sich der Rath gebärdet, desto ruhiger steht der hagere Richter wie ein Fels in der Brandung; er hat ja gewußt, daß die Ueberraschung eine vollkommene sein werde.

Einen Augenblick schwankt der Stadtrichter im Zweifel, ob er es den Räthen sagen soll, wie er sich bemüht hat, den Erzbischof vor Erlassung solchen Gebotes abzuhalten. Doch entschließt er sich, hierüber nichts verlauten zu lassen, da jede Bemerkung nur die Wirkung des Oeles auf glühende Kohlen haben müßte.

Weiter im Saale zu verweilen, erscheint dem Richter zwecklos, das Schriftstück ist dem Rath übergeben, seine Mission andurch erfüllet.

Die Rathsherren durch eine Verneigung stumm begrüßend verläßt der Richter die Versammlung.

Matsperger hat inzwischen den Erlaß sorgsam durchgelesen

und genau geprüft; mit den Worten: „Es ist unerhört, was sich der Rübenthaler herausnimmt," legt er das Pergament auf den Tisch.

Die Rathsherren umringen Matsperger und fordern seine Meinung ein, was zu thun sei in diesem Falle, ob es sich empfehle, den Bischof durch eine Deputativ um Zurücknahme zu ersuchen oder das Gebot zu ignoriren.

Der eine Rath schreit zornig, daß die Geheirathung seiner Kinder dem Keutschacher nicht den Deut zu kümmern habe, ein anderer lärmt entrüstet, daß er seine Tochter bei Nacht und Nebel fortschaffen und nicht einen rothen Heller Pön zahlen werde, ein dritter höhnt auf die Geldnoth des Bischofs, ein vierter sagt es kreischend heraus, daß das Gebot nur Mittel zum Zweck der Geldschinderei, eine neue Steuer sei, die des Rübenthalers leere Taschen füllen solle.

Da hebt Matsperger zu sprechen an und augenblicklich verstummen die Räthe.

„Gemach Ihr Herren! Ist auch die Meinung, daß der Keutschacher selbst aus Familienereignissen und Geheirathung unserer Kinder Geld schlagen will, nicht von der Hand zu weisen, da selbe eines Körnchens Wahrheit nicht zu entbehren erscheinet, so deucht mir jeglicher Schritt zur Zurücknahme des Gebotes vergeblich, ja gefährlich für die Sicherheit und das Leben der Deputativ. Dem Mann mit dem Stiernacken ist niemals zu trauen, ihm geht Gewalt stets vor Recht. Uns bleibt nur die Appelatio an den Kaiser, wir müssen eine Klageschrift sofort absenden, auf daß diese Sache untersuchet und auf Kaisers Befehl verbeschieden werde."

„Was Jeder im eigenen Hause thut und wie Einer seine Kinder in Sicherheit bringt, das ist jedes Einzelnen eigene Sache, die wir im Rath nicht zu besprechen haben. Klugheit ist geboten, wo die Gewalt uns bedroht. Ich für meine Person werde mich um das Gebot nicht kümmern und dem geldhungrigen Keutschacher keinen Pfennig zahlen. Gehabt Euch wohl!"

Der Aufbruch Matsperger's veranlaßt auch die übrigen Rathsherren davon zu stürmen; es drängt Jeden, die Kunde von dem unerhörten Heiratsverbot der eigenen Familie so rasch wie nur möglich zu überbringen, sie in der Stadt zu verbreiten

und Maßregeln zu treffen, um dem Verbot ein Schnippchen zu schlagen.

Nur der Bürgermeister bleibt zurück im Saale, um das inhaltschwere Schriftstück aufzubewahren und die Klageschrift im Sinne Matsperger's zu entwerfen, auf daß selbe möglichst bald an den Kaiser abgeschickt werden könne.

Wie Flugfeuer verbreitet sich die Kunde von dem Heiraths-verbot durch die Stadt und erzeugt die widerstreitendsten Gefühle. Herrscht in wohlhabenden Familien Sorge um die heirathsfähigen Kinder, weinen verlobte Töchter in Angst um ihr gefährdetes Glück, ballen die Kaufherrnsöhne die Faust im Zorn, daß ihre Eheabsichten durch den gewaltthätigen Bischof vereitelt werden könnten, so lachen vergnüglich die gemeinen Leute, die sich darüber freuen, daß die reichen Familien, die Unterkeuffels und Rathsherren schwere Pön zahlen müssen, wenn sie ihre Kinder nach auswärts verheirathen wollen.

Die armen und gemeinen Leute trifft das Gebot sonach nicht, sie heirathen nicht in die Fremde, also können sie mit dem Machtgebot des Fürsten wohl zufrieden sein. In vielen Familien wird Kriegsrath gehalten; man macht zur Dämmerstunde gegenseitig Besuche, Rathstöchter huschen durch die Gassen zu Freundinnen, Kaufherrnsöhne versammeln sich bei Fröschlmoser und Gauchsperger, um sich über die Möglichkeit einer Flucht zu besprechen.

Die Familienväter sind in einer eigenthümlichen Lage; sie möchten dem Glück ihrer Kinder nicht im Wege stehen, müssen aber gewärtig sein, daß der Stiftsherr rücksichtslos eine Uebertretung seines Verbotes am Vermögen der zurückbleibenden Eltern ahnden wird. Muß die Pön aber gezahlt werden, so braucht es doch keiner heimlichen Flucht aus der vergewaltigten Stadt. —

Dieser Ansicht huldigt man namentlich im Hause des Kaufherrn Kaserer, dessen Sohn sich eben rüstet zur gänzlichen Uebersiedelung nach dem Süden, verbunden mit seiner Verheirathung mit einer Gorizianer Sensalstochter. Der junge Kaserer ist der Meinung, daß man dem Burgherrn eben die Pön zahlen soll, worauf die Reise wohl ungehindert stattfinden werden könne.

Der alte Kaserer hingegen neigt mehr der Ansicht zu, daß das bischöfliche Gebot mehr bezwecken und kaum ein Ausfuhrverbot an sich sein dürfte. Die Pön, selbst wenn sie hoch sein wird, kann den Entgang der Mitgiftgelder nicht ersetzen, und dem Keutschacher wird es hauptsächlich darum zu thun sein, das Geld seiner Unterthanen im Lande zu halten.

Kaserer junior, ein Feuerkopf und Sausewind, will daran nicht glauben, weshalb der Alte ihm räth, doch erst, gleichsam zur Probe für seine wirkliche Abreise, zu versuchen, ob es so leicht sein werde, durch die Stadtthore unangehalten fort zu kommen.

„Topp, es gilt, Vater! Ich wette um eine Kanne des besten Weines, daß ich durch eines der Thore ins Freie gelange,“ ruft Kaserer junior und hält dem Vater die Hand zum Abschluß des Paktes hin.

Ernst erwidert der alte Kaserer: „Ich wette nicht, da Du die Wette sicher verlierst. Die Thürmer sind bischöflich und unzweifelhaft schon vor Erlaß des Gebotes verständigt worden.“

„Ich werde es trotzdem versuchen,“ ruft der junge Kaserer und eilt durch die nächtlich dunklen Gassen einem Hause zu, wo er gleichalterige Genossen weiß, die gleich ihm durch das bischöfliche Heirathsverbot in ihren Interessen schwer bedroht sind und mit welchen Rath gepflogen werden soll, wie eine Flucht aus der geschlossenen Stadt sich bewerkstelligen lassen könnte.

Lange rathen die Kaufherrnsöhne hin und her; alle wollen fort und den Weg nach Venedig nehmen, mit dessen Fondaco die Väter rege Handelsbeziehungen unterhalten. Einmal jenseits der Tauern kann des Erzbischofs Zorn ihnen nichts mehr schaden, sie sind dann geborgen und die Väter sollen zusehen, wie sie mit dem geprellten Fürsten und der Pön fertig werden. Daß die Alten dem Gewaltherrn ein Schnippchen schlagen werden, bezweifeln die Jungen keinen Augenblick; sind die Alten doch durch den Verkehr mit Wälschen geriebene Kaufleute geworden, die immer ein Hinterthürchen zu finden wissen, wenn das große Thor geschlossen ist.

Und so ward beschlossen, daß am nächsten Tage gegen

Abend zunächst ein Theil der jungen Herrchen unter Führung Kaserers junior versuchen solle, durch das Steinthor auszukneifen, indeß der Rest sich durch das Mühlenthor in Verkleidung schleichen und die Stadt durch das Moor umkreisen und die Richtung gegen den Paß Lueg gewinnen solle.

Die Flucht durch das starke Steinthor ist zwar schwieriger, weil der Thurnermeister selbst dort seine Behausung hat, dafür gewinnt dieser Theil der Ausreißer am rascheſten die Straße zu den Tauern und kann dem Machtbereich des geprellten Bischofs am flinkſten entwischen, sofern der Keutschacher nicht berittene Schergen den Flüchtlingen nachschickt.

Aus dieser Erwägung erfloß die Mahnung, daß Kaserer mit seiner Begleitung wohl bei Nacht die Straße halten und unbedingt vor Tagesanbruch den Paß Lueg erreichen müsse, bei Tageshelle jedoch die Straße meiden und sich seitlich gen Radstadt drücken solle. Auch erfloß aus der Besprechung der vorsichtige Rath, Geld und Geldeswerth sich durch Frauenhände in die Wämser einnähen zu lassen.

Dem trüben Regenwetter ist ein prächtig klarer Tag gefolgt, und heiß brannte die Sonne herab, bis in die Schlupfwinkel der eckenreichen Stadt ihre Gluth sendend. Erst gegen Abend, als der Bergwind herabstrich, ward es kühler und die Bürger und Zünftler verließen ihre Steinhäuser, um sich unten am Gries noch ein Weilchen in frischer Luft zu ergehen. Am Steinthor hat der Thurnermeister der Hitze wegen es vorgezogen, die Thurmwache seinem dienstältesten Blasknecht zu übertragen, und sich dann aufs Ohr gelegt im Thurmstübchen, bis Matza durch ein schüchternes Klopfen an der Eichenthüre bekundete, daß die Sonne hinter der Veste hinabgesunken und es Abend geworden sei.

Der Thürmer erhebt sich schlaftrunken, wischt sich die Augen aus, reckt die Glieder und gähnt ärgerlich, daß die Zeit so rasch entschwindet. Und dann der höllische Durst. Ein Durst, der so schön ist, daß es ein Verbrechen wäre, ihn in Wasser zu ertränken.

Eine mächtige Holzbitsche Bier wäre just recht, doch bindet die Pflicht den Meister an den Thurm, den er doch wohl nicht schon wieder verlassen kann, nachdem er den ganzen

Nachmittag verschlafen hat. Aber ist es denn nicht gleichgiltig, wie man den Tag verbrachte?

Im Thurm war er ja, also auch im Dienst und lange genug zu Hause, also kann der Abendtrunk schon auswärts eingenommen werden, besonders wenn der Meister ein Brauhaus in der Nähe aufsucht und der Tochter wissen läßt, wo er sich befindet für den Fall, daß der Thurmdienst sein persönliches Eingreifen erfordern sollte.

„Ja, so mach' ich's,“ brummt der Thurnermeister vor sich hin, greift nach der bequemen Haube, ruft die Matza und kündet ihr, daß er zum Abendtrunk in's Steinbräuhaus gehe.

Bedächtig klettert der Thürmer die Steintreppe hinab, biegt in die enge Steingasse längs des Immberges ein, durch die ein Trupp fahrender Schüler ihm entgegenkommt mit einem jungen Franziskanermönch in der Mitte.

Schon von weitem begrüßen die Burschen den Thurmmeister, so daß der Alte verwundert stehen bleibt und den Trupp herankommen läßt. Die Erscheinung des Kuttenträgers ist verwunderlich, weil das Mönchlein arg schwankt und von zwei Burschen gestützt werden muß.

Einer der fahrenden Schüler im zerschlissenen Wams trägt hinterher eine mächtige Bitsche, bei deren Anblick der Thürmer augenblicklich die Ursache des schwankenden Ganges erräth.

Richtig sagt auch der vorausgehende Schüler zum Meister, daß sie den Franziskaner, der terminirte in der Stadt, unterwegs gefunden und aus Mitleid mitgenommen hätten.

„Wohin wollt Ihr denn das Mönchlein schleppen?“ fragt der Meister.

„Der Franziskaner will heute noch nach Werfen in sein Kloster,“ antwortet der Schüler an der Spitze der sichtlich angeheiterten Truppe.

„So weit kommt der Mönch heute nimmer mit seinen schweren Füßen. Und Ihr? Wollt Ihr ihm das Geleite geben?“

„Bis zur nächsten Trunkstätt', weiter nicht. Der Kuttenträger soll dann selbst sehen, wie er weiter kommt, hihi! Doch Meister, wollt Ihr uns die Ehre thun, zu kosten diesen Trank? 's ist kein Rübenbier fürwahr. Haha!“

„Gebt her, ich will's versuchen und erproben,“ ruft der durstige Thürmer und trinkt mit mächtigem Zuge die Kanne leer.

Jubelnd umringen die Schüler den Thürmer, indeß der blasse Franziskaner an einer Mauer lehnt und vor sich hinstarrt, als sei er nicht bei Sinnen.

„Der Trank ist trefflich. Kein Wunder, daß er dem Mönchlein schmeckte. Doch seit wann terminiren die Werfener Franziskaner in der Bischofsstadt?“ fragt der mißtrauisch werdende Thürmer und mustert mit scharfem Blick den Mönch, der noch blässer wird im Antlitz.

„Was kümmert das uns. Der Pfaff wird wohl für seines Leibes Nothdurft terminirt haben und übel genug bekam ihm der terminirte Abendtrunk. Seid von der Güte, Meister, und laßt das Mönchlein hinaus zum Thor, auf daß er heimwärts schwanke. Wir wollen bald uns wieder wenden und suchen Euch im Steinbräuhause, wasmaßen Ihr uns die Ehre geben wolltet zu leeren noch etzliche Humpen nach unserer Rückkunft.“

„Topp, das ist ein Wort. Schleppt den Mönch getrost hinaus, im Straßengraben wird er wohl nüchtern werden. Zur Rückkehr gebet am Thurm zur Losung an: „Stein und Saft“, und sagt beim Austritt dies dem Knecht vorher.“

Bereitwillig gehen die Burschen darauf ein, bedanken sich für's Wort und Freigeleit mit dem Versprechen, nach erfolgter Rückkehr mit dem Meister etzliche Humpen zu leeren.

Schon will der Thürmer weiterschreiten, da deucht ihm der zarte Mönch wieder verdächtig und das Gesicht zu fein für einen Bettelmönch. Es könnte doch sein, daß etwas Absonderliches in der Kutte steckt.

Und einer Augenblickseingebung folgend, ruft der Thürmer:

„Gebt mir doch des Pfaffen Pulge her, ich will sie untersuchen.“

Bei diesen Worten fällt der Franziskaner schier in die Kniee vor Angst und Schreck, so daß einer der Begleiter ihm hilfebereit unter die Arme greift, und ihn in die Höhe reißt. Ein Anderer packt die Pulge und reicht sie dem Thurnermeister dar, der mit der rechten Hand hineingreift und durch Betasten deren Inhalt prüft.

„Na, es ist gut, der Kerl hat richtig terminiret, doch nur Atzungsdinge meist empfangen. Bringt ihn hinaus, sein Kloster soll den Süffling länger nicht entbehren.“

Und eilig, um ja noch zum Abendtrunk zu kommen, trollt der Thürmer von dannen.

Den zappelnden Mönch in der Mitte schreiten die Schüler auf den Thurm zu, vermelden dem Wachtknecht die erhaltene Losung für die baldige Rückkunft und die Erlaubniß zu freiem Geleit aus des Thurnermeisters eigenem Mund.

Matza bestätigte dem Knecht, daß der Vater eben weggegangen, er also den Leuten mit dem Mönch begegnet sein müsse. In ihrer Gutmüthigkeit, von Mitleid für den bleichen Franziskaner erfaßt, will Matza dem Mönch ein warmes Süpplein kochen, doch wehren die Begleiter unter Dankesversicherungen ab nnd drängen auf Durchlaß, um den kranken Mönch baldmöglichst in sein Kloster zu bringen.

Auf Matza's Geheiß öffnet der Wachtknecht denn das Pförtlein des großen Thores, durch welches als erster der rasch zu Kräften gekommene Mönch schreitet, dem seine Begleiter gleichfalls eilig folgen und außerhalb der Wallmauer noch schleunigeren Fußes von dannen eilen in die mittlerweile angebrochene Nacht.

Ein Getöse, der wilde schauerliche Stierruf von der Veste, veranlaßt die Flüchtlinge und namentlich den jungen als Mönch verkleideten Kaserer junior augenblicklich von der Landstraße abzuweichen und querfeldein zu fliehen der Richtung zum Paß Lueg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Doktor Ilsung mit dem verwundeten Junker Hartwig und Gefolge in den innersten Burghof der Veste Hohensalzburg einzog, stand Erzbischof Leonhard just an einem Fenster und blickte, durch das Pferdegetrappel angelockt, in den Burghof hinab.

Verwundert über den Transport eines Kranken wollte Leonhard eben den Leibdiener nach Erkundigung ausschicken, da erblickt der Fürst seinen gelehrten Adlatus in Rechtssachen und

ein Hoffnungsschimmer freudiger Erwartung fliegt über des Erzbischofs starkgeröthete Wangen.

Doktor Ilsung hat seinen Gebieter nun gleichfalls im Fenster wahrgenommen und grüßt vom Sattel aus ehrerbietig hinauf. Ein freundlicher Wink des Fürstbischofs veranlaßt Ilsung sofort abzusteigen und in die fürstlichen Gemächer zu eilen.

Schon auf dem Flur kommt Leonhard dem Rechtsgelehrten entgegen mit ausgestreckten Händen:

„Willkommen, Ilsung, auf der heimathlichen Burg. Was bringt Er Mir für frohe Kunde? Doch komme Er nur herein ins Gemach.“

Trotz der freundlichen Einladung, sich in einem Stuhle niederzulassen, bleibt Ilsung ehrerbietig vor dem Gebieter stehen und beginnt sofort mit der Berichterstattung über den Verlauf seiner Reise zu Herzog Georg von Bayern-Landshut:

„Hochfürstliche Gnaden wollen vernehmen, daß Herzog Georg sich geneigt zeigte, in der Fehde seines Feldhauptmannes Georg von Wisbach gegen uns zu vermitteln, und daß dank dieser Willensmeinigung des Herzogs der Vertrag zu Stande kam, wonach hochfürstliche Gnaden dem Wisbach siebentausend Gulden und ein jährlich Reichniß von weiteren dreihundert Gulden zu zahlen haben.“

„Wie, was sagt Er? Ist Er bei Sinnen, Ilsung? Siebentausend Gulden und ein Reichniß extra soll Ich dem Ritter zahlen?“

„So steht's im Vertrag, den ich kraft Euer hochfürstlichen Gnaden Vollmacht unterzeichnet habe.“

„Er ist toll geworden, Ilsung! Keinen Deut zahle Ich. Eine solche Riesensumme tangiret Mir den ganzen Haushaltsplan! Es ist unmöglich, Ich annullire den Vertrag. Lieber den Krieg als solchen Frieden!“

„Hochfürstliche Gnaden können thun und lassen nach hohem Ermessen. Doch ist der Vertrag rechtsgiltig unterschrieben und perfektuiret.“

„Hat Er, Ilsung, denn einen Begriff von der Höhe sothaner Verpflichtung für Meine Kassa?“

„Gewiß ist der Zahlbetrag ein hoher, doch wollen

hochfürstliche Gnaden im Auge behalten, daß gegen Zahlung der vereinbarten Summen die von Euer hochfürstlichen Gnaden eingezogenen Wisbeck'schen Güter andurch in erzbischöflichem Eigenthum verbleiben und fürder stiftisch sein werden.“

„Wie?“

„Ich habe Euer hochfürstlichen Gnaden dieses Eigenthumsrecht gesichert und Hochihr Interesse treulich gewahrt!“

„Also bleiben pro futuro des Ritters Güter auf salzburgischem Boden Mein Eigenthum gegen Zahlung der genannten Summen?“

„So ist es! Ich kalkulire, der Handel ist für Uns nicht übel!“

„Hm! Das hat Er fein gemacht. Ich danke Ihm, Ilsung. Er ist ein feiner Kopf, und gut berathen ist der Fürst, der solchen Adlatus zur Seite hat.“

Bescheiden lehnt Ilsung jeden Dank mit dem Hinweis ab, daß er nur seine Pflicht gethan, als treuer Diener seines Herrn.

Hochbefriedigt nun über dieses Ergebniß von Ilsung's Reise an den herzoglich bayerischen Hof, will Leonhard auch die näheren Umstände der feinen Handelsschaft vernehmen und Ilsung erstattet genaueren Bericht.

Wie er versichert, daß dem Ritter Wisbeck der Handel nicht gefallen wollte, weil der schlagfertige Feldhauptmann herausfand, daß er trotz siegreicher Fehde gegen den Erzbischof durch den Vertrag dennoch den kürzeren Theil erlange, schmunzelt Leonhard und murmelt etwas dergleichen, daß der Kriegsmann doch nicht so dumm sei wie mancher andere Herdegen, denen diplomatische Kunst ein unergründlich Ding sei.

Laut fragt Leonhard dann weiter: „Und der Herzog selbst?“

„Herzog Georg ist wohl der Gründer der Ingolstädter Universität, doch von des Vaters Zeit her nur in Führung des Schwertes und der Lanze wohlerfahren. Den feinen Handel vermochte er nicht zu erfassen und zwang den widerstrebenden Ritter durch ein Machtwort zum Vergleich.“

„Wisbeck mußte zögernd zwar, doch ohne weiteres Weigern sich zum Vertrag bequemen, und so kam der Friedensschluß zu

Stande. Der Herzog läßt Euch grüßen, edler Herr und Gebieter!"

Erneut dankt Leonhard dem Gelehrten für den geleisteten wichtigen Dienst. Dann will er wissen, was der Krankentransport zu bedeuten habe.

Schier erschrocken über seine Vergeßlichkeit vermeldet Ilsung nun sofort, wie er den Junker Hartwig in den Saalachauen angetroffen und das Judenpaar niedergeschlagen ward.

„Meines Bruders Sohn in Begleitung von Juden, was soll das?" fragt mit gerunzelter Stirne Leonhard.

„Ein alter Jude war's und eine schöne, wenn auch abgehärmte Jüdin, die Hartwig mit seiner Klinge tapfer vertheidigte gegen die einhauenden Knechte. Ich kam zu spät, um Unheil zu verhüten. Doch hoffe ich, daß Hartwig ohne besonderen Schaden aus dieser leichtsinnig heraufbeschworenen Aventiure davonkommen wird."

Auf Leonhard's Stirne treten die Zornesadern hochgeschwollen hervor, und dunkelroth färbt sich sein gewaltiger Nacken. Auf seinen mit dröhnender Stimme gegebenen Befehl muß der Schließer sofort den Kerker untersuchen, wo der Jude mit seiner Tochter gefangen gehalten ist.

Bald kommt der Kerkermeister zurück mit der Meldung, daß das Judenpack entflohen sein müsse, denn der Kerker sei leer.

Ein Wuthschrei dringt aus Leonhard's starker Brust und um sein Leben bangend entflieht der Schließer aus dem Gemach. Der Erzbischof stürmt mit wuchtigen Schritten den Gang entlang zur Behausung Hartwigs, um den Junker zur Rede zu stellen. Ein Zischlaut des den Verwundeten pflegenden Kanzlers Doktor Mändl mahnt den polternd Eintretenden zur Ruhe.

Leiser auftretend naht sich Leonhard dem Lager Hartwig's, die Falten in des Bischofs Antlitz glätten sich beim Anblick des übel zugerichteten Neffen. Flüsternd fragt Leonhard, ob Gefahr für das Leben bestände und Doktor Mändl gibt ebenso leise zur Antwort, daß seine Kenntnisse hier nicht ausreichen und ein Arzt beigezogen werden müsse, denn so viel er zu erkennen vermag, hat der arme Junker einen Stich in die rechte Brustseite und einen Schlag auf den Hinterkopf erhalten.

Verflogen ist des gewaltigen Fürsten Zorn und von tiefem Mitleid erfaßt, legt er dem Kanzler dringend ans Herz, Alles aufzubieten zur Erhaltung von Hartwig's Leben. Ein Gebet flüsternd, segnet Leonhard den bewußtlosen Neffen und zieht sich dann leise zurück in sein Gemach, wo Ilsung noch immer seiner harrt.

Weich und mild dankt Leonhard dem Gelehrten abermals und entläßt ihn unter Versicherung der Huld und Gnade.

* * *

In der Trinkstube des Brauhauses zum „Stein" hat der Thurmmeister behaglich sich dem erquickenden Abendtrunk hingegeben und allmählig weit über Durst und seine Baarschaft getrunken. Daß die Heller im Beutel zur Bereinigung der Zeche nicht ausreichen werden, weiß der Thürmer, doch tröstet ihn der Gedanke, daß die Begleiter des Mönches ja zurückkommen und für seine Zeche einstehen werden, so sie solches ja doch versprochen haben als Dank für Losung und Geleitgabe.

Zurückgelehnt in seinen Stuhl, die Füße behaglich unter den Tisch ausgestreckt, ist der bierschwere Thürmer in einen Halbschlummer gefallen, aus dem ihn der Schenkknecht plötzlich weckt mit der Aufforderung, die Zeche zu bezahlen und heimzugehen, denn es sei Schlafenszeit für christlich-sittsame Bürger der frummben Stadt.

Erschrocken fährt der Thürmer in die Höhe, und seine Blicke irren hilflos durch den leeren, nur noch von einem Licht schwacherhellten Raum.

„Wie, so spät? Sind die fahrenden Schüler denn nicht gekommen?“

„Schert Euch hinweg, Thürmer, doch zahlt vorher!"

Eine schlimme Ahnung durchzuckt den geprellten Thürmer, der nunmehr wuthentbrannt brüllt:

„Der Pfaff war kein Mönch. Verrath. Betrug. Ich muß zum Stadtrichter."

Und den verblüfften Schenkknecht über den Haufen rennend, stürmt der Thürmer hinaus und rennt durch die finsteren,

menschenleeren Gassen, über die Brücke hinüber zum Hause des Richters, den er aus dem süßen Schlafe poltert und dem er Kunde thut von seinem schlimmen Verdacht.

Nicht wenig erbost über diese Störung, bequemt sich der dürre, nothdürftig bekleidete Stadtrichter doch, sich Alles nach der Wahrnehmung des durch die Angst nüchtern gewordenen Thürmers vermelden zu lassen und schließlich glaubt auch der Richter, daß da ein werthvoller Vogel, wenn nicht gleich mehrere in Vermummung dem fürstlichen Gebote zum Trutz ausgeflogen sein dürften. Der Vorsprung wird freilich groß sein, doch berittene Schergen können die Flüchtlinge möglicherweise doch noch erwischen.

Der Fall dünkt dem Richter wichtig genug, in persona die nöthigsten Anordnungen zu treffen, und so entsendet er eine Abtheilung bischöflicher Reiter noch im Laufe der Nacht nach der Richtung nach Werfen, und fragt an den Thürmen im Kay wie in der Mühlen nach ausgezogenen Leuten.

Seine Befürchtung trift am Mühlenthor zu.

Auch hier sei ein kleiner Trupp durchgezogen, doch glaubt der Thurmknecht bestimmt versichern zu können, daß es bischöfliche Söldlinge waren.

„Mummenschanz war es, Flüchtlinge sind's gewesen," wettert der Stadtrichter und rüsselt den Knecht ob dessen Dummheit und Pflichtverletzung. Bis der Richter wieder zu seiner Behausung kommt, reitet der Trupp bei Fackelschein ab, die bischöflichen Schergen sind es, die auf Geheiß des Stadtrichters die Verfolgung der Entflohenen aufzunehmen.

Wer durchgebrannt ist, das will der Richter durch Umfrage in den Häusern der Kaufherren schon herausbringen. Fehlen die Söhne, so sind es sicher die Entflohenen und die Pön für die Verletzung des bischöflichen Gebotes soll die Väter treffen hart und schwer. Das ist ein kluger Gedanke, der den Richter freuen könnte, wenn nicht zu befürchten stände, daß der Erzbischof die Flucht übel vermerken dürfte.

Und des Keutschachers Zorn ist gefährlich. Mit einiger Sorge begibt sich der Richter sodann wieder zur Ruhe.

Wenn am andern Morgen der Stadtrichter noch einen Zweifel gehabt hätte, daß die Entflohenen Kaufherrnsöhne

waren, die dem Heirathsverbot zum Trutz die Stadt verließen, das Getuschel sowie die höhnischen Mienen mancher Rathsherren im Stadtrathssaale hätten dem Richter solchen Zweifelnehmen müssen.

Im hohen Grade geärgert, erbost zunächst schon durch den Umstand, daß die Schergen ohne die Flüchtlinge zurückgekehrt sind, glaubte Stahel nun auch seinerseits boshaft sein zu sollen, indem er einige Räthe spöttisch fragte, wie es zu Hause ginge und wie die P. T. Kinder das Gebot Seiner hochfürstlichen Gnaden aufgenommen hätten.

Bei Rath Matsperger verfing der Hohn wenig, denn der ernste, achtunggebietende Mann erwiderte lediglich, daß seine Diemudies eben beschäftigt sei, ihre Schatulle in Ordnung zu bringen, um der bischöflichen Kasse durch Zahlung der Pön aufzuhelfen. Das sagte Matsperger so gelassen, daß sich der Stadtrichter zornig auf die Lippen biß.

Mehr Erfolg hatte er indeß beim alten Kaufherrn Kaserer, der bei der Frage nach dem Befinden seines Sohnes zusammenzuckte und etwas der gleichen stotterte, daß sich der Filius untröstlich zeige, in Folge des seine Zukunftspläne durchkreuzenden Gebotes.

Aus dem Verhalten des Alten folgerte Stahel unschwer, daß just der junge Kaserer die Stadt verlassen haben werde, und dies sagte er dem Alten auch ins Gesicht mit dem Beifügen, daß die Pön in verschärftem Maße nachfolgen werde, so der Junge sich nicht bis zum Sonnenuntergange stelle.

Diese Drohung wirkte auf die übrigen Rathsherren unheimlich und sie drückten sich scheu aus der Nähe Stahel's, von dem sie nichts Gutes zu gewärtigen haben.

Die Freude über die gelungene Flucht der Söhne ist dadurch sehr getrübt, und völlig niedergeschlagen zeigen sich die Töchter in den verschiedenen Familien, denen eine Flucht nunmehr unmöglich sein wird. Mit banger Sorge harren die Väter der entflohenen Söhne der kommenden Dinge. Und der Stadtrichter, der gen Mittag von der Burg kam, wartete nicht mehr auf die gegebene Gestellungsfrist zum Sonnenuntergang, er dekretirte im Namen und auf Geheiß des Erzbischofs ohne weitere Untersuchung eine Pön von tausend Gulden für den alten Kaserer, pönte acht weitere Väter von muthmaßlich

entflohenen heirathsfähigen Söhnen und legte auch dem Rath Matsperger eine Geldstrafe von 500 Goldgulden auf, wiewohl dieser keinen Sohn besitzt, jedoch in Erwägung, daß Matsperger gleichwohl der den Geist der Unbotmäßigkeit nährende Störenfried sei.

Was aber wie Oel in's Feuer wirkte und größte Erbitterung hervorrief, das war die Kundmachung, daß die Nichtzahlung der Pön bis zum dritten Sonnenuntergang die heirathsfähigen Töchter als Geißeln eingezogen und im Rittersaale der Burg so lange internirt bleiben sollen, bis die Pön bei Heller und Pfennig deponiret sei. Sothane Drohung kann nach Ansicht der Rathsherren unmöglich vom Fürsten selbst ausgegangen sein, sie scheint der Ausfluß tiefen Hasses einer Persönlichkeit zu sein, die dem geschworenen Rath feindlich gesinnt ist und den Fürsten nur vorschützt.

Matsperger glaubt dessen sicher zu sein, daß nur der dürre Stadtrichter mit seinen Hoffnungen auf eine höhere Würde unter der Regierung Leonhard's die Kundmachung betreffs der Einholung von Geißeln ausgeheckt hat, um die Gepönten einzuschüchtern und zahlungswilliger zu machen.

Im Zusammenhang mit allen früheren Rechtsbeugungen und landesfürstlichen Uebergriffen, Verletzungen des alten Salzburger Stadtrechtes erscheint das Maß dessen, was sich die Bürgerschaft gefallen zu lassen hat, nun voll zu sein, und dem Rath Matsperger deucht der Zeitpunkt energischer Abwehr nahegerückt.

Noch soll eine Aussprache der vertrauten Räthe stattfinden, dann will Matsperger eingreifen. Der alte Tafelaufwärter im Hause Matsperger, eine treue Seele, verschlossen und dem Rathsherrn völlig ergeben, wird ausgeschickt, um geheim für heute Abend einzusagen, und zwar mögen die Herren sich im Hause des Hauses Ramsperger am „Aschhofe“ einfinden, das durch seine Lage halb am Holzmarkt und halb in der Goldgasse sowie durch seine zwei Ausgänge eine gewisse Gewähr für ein Entrinnen biete, falls ein Ueberfall stattgreifen sollte.

Schlau und umsichtig vollzog der Diener diesen Auftrag und überall erhielt er die Zusage pünktlichen Erscheinens, da die Aufregung eine allgemeine ist und die Bürger und Kaufherren

selbst darnach zittern, den unleidlichen Zuständen ein Ende zu bereiten, gleichgiltig auf welchem Wege.

Lange dauert den „Eingesagten" das Warten auf die nächtliche Dunkelheit, unter derem Schutze man es erst wagen kann, den Aschhof aufzusuchen, um nicht vorzeitig den Spähe-leuten des Stadtrichters aufzufallen. Zugesagt haben auch der Bürgermeister Morauer, bezüglich dessen Matsperger lange überlegte, ob er ihn überhaupt in die gefährliche Situation hereinziehen solle und der schneidige Wolfgang Meisremel, den man benöthigt, weil er sich als Deputationsredner niemals verblüffen läßt und durch seine kecke Rede vielfach schon ins Bockshorn gejagt hat.

Just diesen Bürger aus der Chiemseegasse hält Matsperger geeignet, dem hitzigen Erzbischof die Meinung zu sagen und daher ist Matsperger über die Zusage des Erscheinens erfreut. Sorgsam stellt er tagsüber alle Punkte zusammen, die in Berathung gezogen werden sollen, die Eingriffe in das Stadtrecht bis zum Kompetenzstreit, zum Heirathsverbot und der jüngsten Drohung.

Vorsichtshalber kritzelt Matsperger sich jedoch nur die Schlagworte auf ein Pergamentblatt und steckt selbes sich dann in den Schuh seines rechten Fußes, wo es, falls der tückische Stadtrichter einen Ueberfall seiner Person belieben sollte, so weit ein solcher Blick von der engen Judengasse aus möglich ist. —

Ginge es nach seinen Wünschen, so soll ein tüchtiger Regen noch vor Einbruch der Nacht eintreten, der früher Dunkelheit schafft und Aufpasser von den Gassen jagt und auch Vermummungen erleichtert.

Allmählig von innerer Unruhe ergriffen, da die wichtige und gefährliche Sache ihn zu sehr bewegt, unternimmt Matsperger einen Gang ins Freie, hinunter zum Fluß am Gries. Graues Gewölk bedeckt das Firmament, dunstig verhüllt sind die Berge, eine drückende Schwüle liegt über der engen Stadt. Durchdringt die scheidende Sonne zeitweilig das Gewölk, so blendet ihr weißer, stechender Lichtstrahl förmlich. Das könnte auf Sturm gedeutet werden, und so ein tüchtiges Unwetter würde zum Konventikel ausgezeichnet passen.

Seine Beobachtungen des Firmamentes beschließt Matsperger durch einen behaglich langsamen Gang in die Weingrube, wo er sich eine Kanne edlen Weines vorsetzen und sich in der leeren, kühlen Stube seinen Gedanken überläßt. Diese Trinkstube hat Matsperger absichtlich gewählt, weil von hier nur wenige Schritte zum Aichhof gemacht werden müssen und das Ramspergerhaus von rückwärts betreten werden kann.

Langsam wird es dunkel, Matsperger rüstet zum Aufbruch, da schleicht eine gebeugte Gestalt in die Stube, die mit ihren Augen den dunklen Raum durchbohren will. Matsperger, in einer Ecke verborgen sitzend, sieht gespannt auf die langsam vorschleichende Gestalt und verhält sich völlig bewegungslos. Sucht man ihn? Und wer kann der Schleicher sein?

Die Gestalt räuspert sich auf eine Art, durch welche Matsperger sofort seinen Diener erkennt.

Sich erhebend, fragt der Rath leise:

„Bist Du es, Hartneid? Was soll es?“

Und ebenso leise, ganz nahe zu seinem Herrn hintretend, flüstert der Aufwärter:

„Herr, unser Haus wird scharf von Spähern beobachtet; mir schwant Uebles. Wollt Ihr nicht nach Hause kommen, Herr?!“

Matsperger, einen Augenblick überlegend, ob er den treubewährten Diener näher in das Geheimniß der heutigen Nachtberathung einweihen solle, entschließt sich, dem Aufwärter flüsternd mitzutheilen, daß er jetzo nicht nach Hause kommen könne, doch solle Hartneid die Augen und Ohren offen halten und bei drohender Gefahr ihn aus dem Aschhofe holen, wo er zu finden sei.

Matsperger fordert von Hartneid strengste Verschwiegenheit, auch soll Hartneid nur bei wirklicher Gefahr kommen, außerdem die Nacht über seiner Rückkunft harren, so daß es nur eines schwachen Klopfens bedarf, um sofort Einlaß zu finden. Der Aufwärter gelobt unverbrüchliches Schweigen und huscht zur Stube hinaus.

Bald darauf verläßt auch Matsperger das Gelaß und geht im Schatten der Dämmerung durch die Goldgasse dem Aschhofe zu. Aufklatschende Regentropfen, die Vorboten eines nächtlichen

Gewitters, kommen wie gerufen, Matsperger begrüßt sie im Stillen als willkommene Bundesgenossen.

Einige Räthe sind schon versammelt, auch Mitglieder vom äußeren Rath harren gespannt der in heutiger Nacht zu erledigenden Dinge.

Die meisten der Anwesenden sind nach kurzer Begrüßung verstummt, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, die sie nicht laut äußern wollen. Matsperger tritt hochaufgerichtet in den von wenigen Lichtern erleuchteten Saal und wird sofort von den Räthen umringt; es fühlen alle, daß das geistige Oberhaupt nun in ihrer Mitte sei. Mit kräftigen Händedrücken wird Matsperger begrüßt und an den Tisch geleitet, an dessen oberen Ende ihm der Ehrenplatz eingeräumt ist.

Der düstere, durch Tücher verhängte Saal füllt sich nun rasch mit „eingesagten“ Räthen und Bürgern, die sich erst im Saale selbst der Mäntel entledigen und die Vermummung ablegen. Draußen prasselt ein wolkenbruchartiger Regen hernieder, von dem man im Saale insofern etwas spürt, als die feuchten Mäntel und Wämser starken Dunst ausströmen, der bei geschlossenen Fenstern, Lichterqualm und der großen Anzahl von Menschen sich aufdringlich bemerkbar macht. Doch achtet Niemand dieser Umstände, noch der Stickluft im Saale.

Matsperger's Auge überfliegt die Reihen an beiden Tischseiten, bis auf Meisremel sind die Eingesagten vollzählig erschienen. Das Gemurmel im Saale übertönt zeitweilig das Geknatter niederfahrender Blitzschläge und Donnergeroll und mancher Rath zuckt beim fahlen Schein zusammen.

Endlich schiebt sich auch Meisremel mit arg durchnäßten Kleidern in den Saal, schüttelt sich an der Thüre nochmals die Tropfen ab und nimmt, den Räthen vertraulich zuwinkend, am nächsten Stuhle Platz. Matsperger erhebt sich und Aller Augen richten sich auf seine mächtige, imponirende Gestalt, die im flackernden Lichterschein noch größer erscheint, als sie wirklich ist und einen Riesenschatten auf die Rückwand des Saales wirft.

Nach der Vorfrage, ob Ramsperger wohl eine Wache gegen Ueberrumpelung ausgestellt und der Bejahung der Frage, geht Matsperger zur Sache selbst über und erörtert mit ge-

dämpfter Stimme, doch noch Allen verständlich, die verworrene Lage in der Stadt.

Nur zeitweilig wirft er einen Blick auf das seinem Schuh vorher entnommene Pergamentblatt, dann spricht er in freier Rede, besonnen, eindringlich, überzeugend über die unerträglichen Eingriffe des Landesherrn im Augustinerhabit und dessen Kampf gegen die patriarchalische Stadtverwaltung.

„Was der Keutschacher will, ist nichts Anderes, als die Durchdrückung seines Willens, Beseitigung alten Rechtes und alter Gewohnheit, die Ausdehnung seiner Herrschaft auf Gebiete, die ihm bishero nicht unterthan zu sein hatten. Leonhard ist der geschworene Feind städtischer Selbstverwaltung und damit ein Feind des Bürgerthums. Das hat er bewiesen durch Eingriffe, gegen welche sich der geschworene Rath wie die Gemeinde selbst wiederholt gewehret mit aller Rede Kunst und Beschwerden. Der gewaltthätige Keutschacher hat das Recht gemeinschaftlicher Berathung gebrochen durch Erlässe und Aufforderungen, die mit der bisherigen Ordnung in Widerspruch stehen.“

„War es Usus gewesen, daß jeglicher Landesfürst vor Erlassung neuer Verfügungen zuvor den Bürgermeister verständigte, auf daß dieser einige Herren aus dem Rathe erkiese, die sodann mit den Räthen des Erzbischofs Berathung pflogen; der Keutschacher setzt sich auch über solchen Usus hinweg, er hat für uns und unsere Beschwerden nur Spott und Hohn und wo wir um Wahrung unserer Rechte bitten, setzt er seine landesfürstliche Stellung entgegen, der Niemand im Erzstift die richterliche Gewalt absprechen dürfe. Erinnert Euch, Ihr Räthe, wie der Keutschacher unsere Deputatio behandelte, als diese unter Morauer's Führung die Zurücknahme jenes anstößigen Dekretums forderte, haltet Euch vor Augen, wie er uns seine Thürmer in unsere Thore setzte und uns der Freiheit der Bewegung raubte.“

„Erinnert Euch, wie Leonhard stadtfeindlichen Leuten, auf welche die Stadt fahndete, freies Geleit gab trotz Klage und Beschwerde. Noch wallt und tobt das Blut in den Adern ob des Heirathsgebotes und der daran gefügten Pön. Haushälterisch zu sein, rühmt sich der Rübenthaler und wir müssen seine mageren Kassen füllen durch schwere Pön. Gut und Blut

will er aus Eigennutz im Lande halten, den Handel beschneidet er, vertheuert das Salz und kümmert sich den Deut um kaiserliche Privilegien.“

„Unsere Klage und Beschwerde an den Kaiser abgegangen und willfährig zeigte sich des Kaisers Ohr für die um ihr Recht ringende Stadt. Wohl entsandte des Kaisers Majestätt den Wilhelm von Losenstein und den Rechtsgelahrten Enkmagen, doch richtete diese Commissio so wenig aus wie jene unter Paul von Lichtenstein und daran wird wohl der Erzbischof sein gut Theil Schuld haben.“

„Sie wollen uns nicht Recht lassen, die Hauptfrage über die Kompetenz in Strafsachen ist der Zankapfel geblieben und über kurz oder lang wird der Keutschacher — dafür bürgt uns sein Stadtrichter — dieses Recht völlig an sich gerissen habe. Ich frage Euch vom geschworenen und äußeren Rath: Sollen wir dies länger dulden? Sollen wir uns knechten lassen als freie Bürger? Sollen wir uns einengen lassen selbst in zarten Familienangelegenheiten? Hat ein uns aufgedrängter Landesfürst das Recht, unserem Blut das heilige Recht der Selbstbestimmung, der Gattenwahl zu wehren? Wollt Ihr es so weit kommen lassen, daß der Rübenmann uns auch noch des Leibes Nothdurft verbieten darf?“

Matsperger hat sich warm gesprochen im heißen Saal und blickt sich um. Auf den Mienen der Räthe spiegelt sich tiefe Erregung, heftige Athemzüge verrathen das Toben der Gefühle der Entrüstung und gerechten Zornes.

Mancher ist bebend aufgesprungen mit geballt erhobener Faust, die meisten rufen, als Matsperger die Pause machte, stürmisch:

„Nein, nein! Es muß ein Ende nehmen!“

Matsperger hat sich den perlenden Schweiß von Stirne und Nacken gewischt und setzt seine Rede fort:

„Ihr rufet mir zu: „Es muß ein Ende nehmen!“ Gut, Habt Ihr aber überlegt, wie dies zu bewerkstelligen ist. Habt Ihr Euch klar gemacht, wie gefährlich die Sache ist?“

„Wir haben Muth und Trutz,“ schreien die Räthe.

„Gut! Muth und Trutz benöthigen wir zu dem großen Werk der Befreiung von unerträglichem Joch! Und wisset Ihr,

wie dies große Werk sich benamset? Ich will Euch das stolze Wort nennen: Es heißet Reichsunmittelbarkeit!“

Ein Jubeln und Toben, Händeklatschen und Füßegetrampel unterbricht den Redner, die Räthe kreischen und schreien förmlich fanatisirt:

„Reichsunmittelbar, ja wohl,“ und laufen auf Matsperger zu, um ihm die Hand zu drücken.

Dieser ruft in den Tumult hinein:

„Los vom Rübenmann, los vom Krummstab,“ und wild-erregt schreien die Räthe diese Losung nach.

Plötzlich ertönt dreimal ein dumpfes Pochen an der Saalthüre, das Warnungssignal des aufgestellten Wächters zum Zeichen, daß Gefahr im Anzuge ist.

Augenblicklich donnert Matsperger in die Menge: „Die Lichter aus! Wartet, bis ein Entweichen möglich.“

Hastig werden die Lichter ausgeblasen, die Räthe stehen im Finstern mauergleich, nur der heftig gehende Athem verräth ihre Anwesenheit.

Meisremel, der am nächsten der Thüre steht, ist dem Ausgang zugeeilt und fragt durch die vorsichtig geöffnete Thüre hinaus, was es gebe. Ihm wird die geflüsterte Antwort, daß Hartneid gekommen sei und Matsperger's Hause besondere Gefahr drohe, indem sich höchst verdächtig immer mehr Gestalten vor demselben anhäufen.

Meisremel fordert, zurücktretend, auf, die Lichter wieder anzuzünden und vermeldet die Kunde öffentlich.

Matsperger zuckt zusammen und eilt augenblicklich aus dem Saal.

Meisremel wie der alte Kaserer fordern die Räthe auf, dem bedrohten Matsperger beizustehen durch ein korporatives Gefolge. Ihr gemeinsames Erscheinen werde die lichtscheuen Gestalten sicherlich verscheuchen und eine geplante Uebelthat vereitelt werden, da selbst der grimme Stadtrichter keinen Angriff auf die in so stattlicher Anzahl erscheinenden Räthe wagen dürfte.

Sofort verlassen die Rathsherren den Saal und eilen auf das Matsperger'sche Haus zu, das von Fackelschein grell beleuchtet ist.

Nicht sind es bischöfliche Schergen, deren Anführer Einlaß in das Haus zu nächtlicher Stunde fordert, doch scheinen es Richtknechte zu sein, zu welchen sich auch vier Sänftenträger gesellen, die an einer bereitstehenden Sänfte eines Befehles harren.

Wie der mit Hartneid heimstürmende Matsperger die Sänfte erblickt, wird ihm klar, was die Rotte will: seine Tochter, vielleicht auch sein Weib zwangsweise fortschleppen als Geißel noch vor Ablauf des gestellten Zahlungstermines. Mit drohend erhobenen Fäusten stürmt Matsperger auf die Knechte los, so daß diese erschrocken zur Seite springen.

Matsperger faßt den Anführer kräftig an der Gurgel unter donnernden Zornesworten und auch Hartneid schlägt trotz seines Alters mit Löwenmuth auf die Knechte ein, bis diese merken, daß sie es nur mit zwei Angreifern zu thun haben und demgemäß wieder Muth bekommen und den Angriff abzuwehren beginnen.

Der ungleiche Kampf findet ein jähes Ende durch das Erscheinen der Rathsherren, die tapfer mit Stöcken und Degen auf die Rotte einhauen und stechen, so daß die Knechte wie die Sänftenträger, letztere ihr Behikel im Stich lassend, Fersengeld geben und in rasender Eile flüchten. Nun bestürmen die Rathsherren Matsperger zu erklären, was der niederträchtige, nächtliche Anschlag zu bedeuten habe.

„Weiß ich's?“ ruft Matsperger und hebt eine noch brennende Fackel, die ein Knecht weggeworfen, auf und leuchtet nach der verlassenen Sänfte: „Seht hierher, Ihr Kollegen vom Rath! Sagt Euch diese Sänfte nicht, weß Sinnes die Rotte gewesen. Mein Weib oder Kind wollten sie rauben, um den Gatten und Vater gefügiger zu machen. Nun ist das Maß voll!“

Eine Weile blieben die Rathsherren zum Schutz des Hauses in der Gasse, dann aber entfernen sie sich unter gegenseitigen Wünschen auf eine geruhsame Nacht. Manchen treibt jetzt die Sorge heim, daß ein gleicher Ueberfall der eigenen Familie drohen könne und da gehört der Mann ins Haus.

Matsperger und Hartneid tragen hierauf die Sänfte in den Hausflur.

Alle Sorge erweist sich indeß überflüssig, die Nachtruhe wird umsonst geopfert, still und leer bleiben die Gassen die Nacht hindurch; auch bei Matsperger blieb es alles ruhig, und Diemndies, deren Kemenate nach rückwärts gelegen ist, hat von der drohenden Gefahr, süß schlummernd, nichts gemerkt.

Nur Gertrud, Matsperger's Gesponsin, zitterte und bebte in namenloser Angst und fiel im grauenden Morgen aufathmend dem Gemahl um den Hals und vergoß Thränen der Erleichterung.

Zu früher Morgenstunde, noch ehe der Stadtrichter zu Amt gegangen, spricht in dessen Wohnung in der Tragasse (Getreidegasse) schon der erzbischöfliche Kanzler Doktor Mändl vor, der seinen dicken Wanst bis in die Schlafkemenate schiebt, um ja nur den Freund nicht zu verfehlen. Er trifft Stahel richtig noch in den Federn mit der Zipfelmütze über den Ohren trotz der sommerlichen Hitze.

Der Richter machte große Augen beim Anblick des vom Laufen erhitzten dicken Kanzler, dessen Nase kupfriger denn je erglänzt.

Mändl kreischt mit seiner fetten Stimme: „Habt Ihr sie, ist der Streich gelungen?"

Der Richter reibt sich den Schlaf vollends aus den Augen und fragt dann verwundert und langsam, als müßte er sich erst besinnen:

„Wen soll ich haben? Ach ja. Jetzt weiß ich, was Ihr meint, Kanzellarius! Kann nicht mit Bescheid dienen! Habe noch keine Meldung. Ist's gelungen, dann ist der Köder für den Marder sicher gut verwahrt!"

„Ich bitte Euch, Freund! Sorgt nur um Himmelswillen für gute, standesgemäße Unterkunft und fürnehme zarte Behandlung. Da darf nichts fehlen, nicht das Geringste passiren, es könnte ein Fehler hierin mich Amt und Würde kosten. Weiß doch mein Gebieter und Herr nichts von dem von mir ausgeheckten Plane, durch den wir Matsperger speziell kirre machen und die übrigen Konspiranten einschüchtern wollen, auf daß Leonhard's weitere große Pläne glatt durchführbar werden."

„Ich zweifle nicht, daß der gefangene Vogel gut verwahrt wird. Ob er aber das gereichte Futter annehmen wird?"

„Ja, was ich noch sagen wollte? Drückt den Daumen auf Matsperger nur kräftig fest und rasch, damit wir seine Tochter baldmöglichst wieder freilassen können und die gefährliche Sache vom Halse kriegen. Unter Umständen könnte der gnädigste Herr die Geschichte doch recht übel nehmen!“

„Das glaub' ich selber; besonders, wenn sie ihm von anderer Seite recht schwarz dargestellt wird! Dann gnade uns Gott!“

„Mir wird selber bänglich, und die Angst hat mich auch so früh von der Burg herabgetrieben. Haltet die frühzeitige Störung meiner Angst zu Gute!“

„Bitte, hat nichts zu bedeuten. Doch es klopft. Entschuldigt mich für ein Weilchen. Ich will nachsehen, was es gibt!“

Mit diesen Worten hüpft der klapperdürre Stahel aus dem Bett, hüllt sein Knochengerüst in einen langen Flaus und frägt zum Thürspalt hinaus, was man wolle.

Die Antwort läßt den Richter zusammenzucken.

Der Eisenmeister überbringe Botschaft, daß die Sache mißlungen sei.

Wie gebrochen sinkt das Knochengerüst zusammen, kaum vermag der überraschte Richter die Thür ins Schloß zu drücken. Er stottert zu Mändl gewendet: „Nu—nu—nun haben wi—wir die Be—bescherung.“

„Wie was! Ihr erschreckt mich zu Tode,“ lallt kreidebleich der dicke Kanzler, dessen Nase selbst weißlich wird.

„Der Streich, so fein erdacht, ist mißlungen. Nun haben wir einen Todfeind uns geschaffen, den wir zu fürchten haben werden selbst noch in unserer Sterbestunde.“

„Mich friert,“ stammelt, wie Espenlaub zitternd, der Kanzler, der sich seiner schlotternden Beine halber setzen muß und dann nach einer Weile fragt:

„Könnten wir die Sache nicht ableugnen? So nach dem Grundsatze: Si fecisti nega!“

„Ob dies möglich, ist augenblicklich schwer zu sagen. Zu vertuschen wird wenig sein; der tödtlich beleidigte Matsperger wird schon sorgen, daß der Anschlag auf sein Kind an die größte Glocke gehängt wird. Doch leugnen können wir immerhin,

zumal ich so vorsichtig war, nicht den Eisenmeister selbst zu delegiren, sondern einen seiner Knechte, den man kaum als gerichtshörig erkannt haben dürfte.“

„Ich athme wieder auf. Gottlob, daß es nicht Blut gekostet. Habt Ihr nichts Stärkendes im Hause, Freund und Richter?“

„Gern will ich dienen, so weit es in meinen schwachen Kräften liegt. Doch führe ich weder Wein noch Gerstensaft im Hause. Ist ein Süpplein gefällig, Meister Mändl?“

„Geht mir doch mit solchen Dingen. Eine Kanne kräftigen Ungars brauche ich nach solchem Schrecken zur Stärkung meines Ichs!“

„Bedaure sehr, Euer Liebden damit nicht dienen zu können. Stadtrichter trinken keine Weine solcher Kraft und Güte! Auch möcht' es ganz heilsam sein, wenn des Stiftes ehrwürdiger Kanzler nicht schon am frühen Morgen mit schwerem Stück zu schießen beginnt. Ihr wißt doch, daß Eure Zunge, gelöst von des Weines Kraft, nicht mehr gehorcht und mehr redet, als die Alten gestatten!“

„Wohl ist dem so! Doch will ich meine Zunge weislich hüten. Zwei Kannen will ich mir dennoch heute gönnen, eine auf einen möglichst guten Ausgang der mißlungenen Geschichte, und eine zweite, da der Vorauer Dechant richtig die Fuchsen springen ließ.“

„Wie sagt Ihr, Mändl? Krabbelte er auf die Leimruthe, die ich ihm auf Euren Wunsch gestellt am juridischen Dohnenstieg?“

„Ja wohl, ganz prächtig!“

„Dann darf ich wohl nach Kriegsrecht um meinen Antheil bitten?“

„Gewiß! Doch schafft mir erst die dumme Geschichte mit Matsperger's Tochter vom Halse; ich ersticke daran fürwahr!“

„Ich will mein Möglichstes versuchen. Für Geld und mit List wird ein Prügelknabe untergeordneter Art wohl zu finden sein! Doch erzählt, wie finget Ihr den steyerischen Vogel ein?“

„Das ging, da ich das schwarze Vögelchen zuvörderst an Euch verwiesen und Ihr ihm die Futterbrocken wieset nach

meiner Anleitung, ganz nach Wunsch. Wie Euch bekannt, hoffte der Pfarrer Gregorius Rainer von Gradwein und Erzpriester in Steyer auf eine fette Pfründe des Klosters Vorau und fiel mit seiner Adspiratio durch, da der Vorauer Propst die Pfarren mit seinen Konventualen zu besetzen pflegte. Wir haben uns um diesen Modus bislang nicht gekümmert; allein als der wackere Gregorius uns diese Besetzungsart zur Kenntniß brachte, war unschwer heraus zu kriegen, daß andurch eine Verletzung der Prokurationsvorschriften vorliege, wonach nach ad hoc der Propst seine Konventualen vorher zur Prüfung, pro cura, nach Salzburg zu schicken habe. Auf meinen Antrag bekam ich richtig von unserem Herrn und Gebieter Befehl, das Kloster Vorau zur Verantwortung und Vorweisung der Freiheitsbriefe aufzufordern.

Daraufhin reisete trotz des weiten Weges der Propst hieher, doch gelang es ihm natürlich nicht, vor den gnädigen Gebieter zu kommen; ich ließ ihn wissen, daß er sich vorher mit Euch zu benehmen hätte, worauf erst ich selber mit ihm in Verhandlung treten würde.“

„Getreulich habe ich nach Eurem Wunsche gehandelt und auf die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Bestätigung hingewiesen, so daß der Propst nicht mit besonderen Mitteln ausgerüstet sei. Erst wollte er nicht begreifen, begriff aber wortlos doch und pilgerte dann gefaßter den Weg hinauf zur Burg.“

„Das hab' ich mir wohl gedacht, gleichwohl jedoch die Zügel scharf angezogen.“

„Wie habt Ihr das gemacht, Mändl?“

„Ich ließ mir die Freiheitsbriefe weisen, las sie und behauptete, daß darin keineswegs die Freiheiten enthalten seien, welche das Kloster sich in Ansehung seiner Pfarreien zueigne.“

„Erlaubt mir, Kanzler, einen Einwurf: Auch ich habe die Briefe gelesen und gefunden, daß der Propst Rechtens handelt, das Kloster besitzt die Rechte, auf die der Propst sich stützt!“

„Gewiß, das hab' ich auch sofort herausgefunden, doch hielt ich es für besser, das Gegentheil zu behaupten und dem

erschrockenen Dechant zu sagen, daß die Mönche alle gleich seien und den Sack wollten, wenn man ihnen den Saum zeige. Und zugleich kündete ich dem Manne an, daß ich dahin wirken werde, dem Kloster das Besetzungsrecht zu nehmen und der Privilegien zu entkleiden!“

„Das ist aber stark, lieber Mändl!“

„Ah pah! Dem zielbewußten Diplomaten muß jedes Mittel zum Zweck recht sein!“

„Nun, und dann?“

„Ich entließ den Propst in Ungnade und hieß ihn, Tags darauf zu kommen. Die lange Wartezeit hat den Mann völlig mürbe gemacht, er war bereit, jede Forderung für Bestätigung der alten Rechte zu gewähren.“

„Und was habt Ihr gefordert?“

„Ich ließ unter Anfertigung des Bestätigungsbriefes die Taxen nach . . .“

„Alle Wetter! Da habt Ihr ja an sechzig Dukaten fahren lassen?“

„Für den ersten Augenblick wohl. Doch hört nur zu: Ich ließ die Taxen nach und bat ihn, nur gelegentlich durch ein Startin edlen Klosterweines erkenntlich zu sein pro me. Sodann möge der Propst dem Taxator ein Trinkgeld von 40 Pfennigen reichen und für Eure Bemühung Erkenntlichkeit und Dank zeigen!“

„Den Propst habe ich mit keinem Auge mehr gesehen!“

„Das war auch nicht nöthig.“

„Wieso? lieber Mändl?“

„Der erfreute Propst hinterlegte achtzig Dukaten feines Goldes mit der Bitte, die ganze Angelegenheit nach Gutdünken erledigen zu wollen und fürder ungeschoren zu bleiben.“

„Excellentissime! Und habt Ihr mir daran ein gut Theil mitgebracht?“

„So vorsichtig war ich nicht. Die Zeiten sind schlecht und unsicher; mit so viel Geld wagt kein braver Mann sich auf die Gasse. Kommt Ihr indeß mit froher, verläßiger Kunde auf die Burg, schafft Ihr die mißglückte Geschichte mit Matsperger aus der Welt, so behändige ich Euch klingende Münze. Doch nun schafft mir Wein, auf daß ich die trockene Gurgel netze.“

„Gemach, vieledler Kanzler! Gebt Handschlag, daß Ihr theilen wollt nach Recht und Ehrlichkeit!"

„Hier meine Hand zum Pfand. Doch nun schafft Wein! Ich lechze darnach."

„Gleich will ich Euch zu Willen sein. Tretet in die gute Stube und verharret ein Weilchen, bis ich ins Wams gekrochen bin. Dann soll Euch der Humpen kredenzet werden. Wollt Ihr Malvasier oder Ungar aus der Weingrube am Markt?"

„Ungar ist mir diesmal lieber! Doch sputet Euch! Hab' nur kurze Zeit für Labung meines Ichs und muß dann wieder hinauf zur Burg. Es will mein Herr und Gebieter heute noch mit Hartwig, dem Sausewind, nach Hohenwerfen reisen?"

„Zunächst gilt die Reise einer Erholung unseres Junkers, den zwar die Jugend rasch wieder auf die Beine gebracht hat, der sich aber doch schonen muß. Ihr wißt ja, der Junker thut auf Hohensalzburg nicht gut und kann das Necken nicht lassen. Auf Hohenwerfen bietet sich weniger Anlaß zu tollen Streichen. Sodann will der gnädigste Herr und Gebieter tabula rasa machen mit einem gewissen Georg Päck, der den Erzbischof ständig drangsaliret durch Forderungen auf Begleichung und Beschwerden."

„So? Von dieser Person habe ich noch nichts gehört? Ist dieser Päck auch ein Gläubiger?"

„So viel ich weiß, dadiret seine Forderung aus Leonhard's Anfangszeit."

„Inzwischen haben sich aber doch des Gebieters Finanzen wesentlich gebessert, Gastein wirft Reichnisse ab, um die man den Herrn beneiden könnte. Ich dächte, die Befriedigung jenes Werfeners wäre sozusagen Ehrensache, nicht?"

„So weit die Forderung Rechtens ist, fand sie ihre Begleichung; der Kerl aber ist unersättlich und verlangt hohe Zinsen, auch will er belehnt werden, und da der Herr dies verweigert, hetzt und schürt der Päck, daß Gefahr besteht, es werde uns die ganze Gegend noch rebellisch."

„Na, dann wird der Querulant wohl die längste Zeit in Werfen gewesen sein?"

„Glaub' ich auch, Freund. Unter uns, streng im Vertrauen,

kann ich Euch ja sagen, daß der Vampyr ausgehoben und nach Steiermark verbracht wird.“

„Ein einfach und wirksam Mittel. Ihr versteht Eure Sache, Kanzler!“

„Gelt! Ja, ja! Viel Federlesens machen wir nicht mit unbequemen Leuten. Doch nun sputet Euch, die Zunge trocknet mir im Gaumen.“

Wie wohl der Ungar fürtrefflich schmeckte, hielt Doktor Mändl sich nicht länger im Richterhause auf, als zur Befriedigung des ärgsten Durstes nöthig war. Er drängte selbst fort und bat beim Abschied, es solle Freund Stadtrichter nicht vergessen, Matsperger zu beruhigen.

Die Aussicht auf klingenden Lohn veranlaßte den Richter denn auch richtig, vor Tisch dem Kaufherrn einen Besuch abzustatten.

Im Hause war Matsperger nicht anzutreffen, der Richter mußte sich wohl oder übel in die Geschäftsräume verfügen, woselbst sein Erscheinen Bestürzung hervorrief und die Diener wie die Schreiber erzittern ließ.

Nur der Kaufherr selbst blieb gelassen und fragte den Richter, was ihm die Ehre eines so ungewöhnlichen Besuches verschaffe.

Gewaltsam schluckt der Stadtrichter die Pille hinunter und zwingt sich zu einem freundlichen Lächeln.

„Kann ich Euch ohne Zeugen sprechen, vieledler Rath?“ fragt er den Kaufherrn.

„Gewiß! Tretet nur gefälligst in dieses Seitengemach!“

Beide treten ein in die Arbeitsstube des Kaufherrn und Matsperger schließt selbst dessen Thür zu.

„Womit kann ich dienen?“

„Ich komme zu Euch sozusagen als Bittsteller ex officio, vieledler Rath!“

„Ihr als Bittsteller?“

„Ja wohl! Es ist heute früh zu meiner Kenntniß gelangt, daß Euer Haus zu nächtlicher Stunde von einer Rotte raubgieriger Burschen belästigt wurde. Wie ich höre, ist gottlob der Versuch abgeschlagen worden. Ich erachte es als Pflicht, Euch zu versichern, daß wir mit sothaner Sache nichts zu thun

hatten, daß wir Vorkehrung treffen werden, Wiederholung solcher Belästigung hintanzuhalten. Auch spreche ich über den Vorfall das Bedauern aus.“

Matspergers Augen blicken scharf auf den Richter, dem unter diesem Blick unbehaglich wird. Auch schweigt der Kaufherr auf die Aussprache, offenbar glaubt er kein Wort von der richterlichen Betheuerung.

Stahel beißt sich auf die blutleeren Lippen, die Lage ist fatal, sie kann gefährlich werden, wenn der Bischof genauen Bericht erhält und der geschworene Rath sich der Angelegenheit bemächtigt.

In seiner Verlegenheit wiederholt der Richter seine Betheuerung mit dem Hinweis, daß er, beziehungsweise die fürstbischöfliche Regierung mit dem Vorfall schon aus dem Grunde nichts zu thun haben könne, da zu Zwangsmaßregeln vor Ablauf der zur Pönzahlung gestellten Frist kein Anlaß vorliege.

„Fehlt Euch, Herr Richter, kein Requisit aus Eurem Machtbereich?“ fragt Matsperger mit unheimlich drohendem Blick. —

„Ein Requisit? Ich wüßte nicht!“

„Dann erlaubt, daß ich Euch zeige, was das Raubgesindel mitgeführt und mir zum Andenken hinterlassen hat.“

Mit diesen Worten führt Matsperger den verblüfften Richter tiefer hinein in den Flur, öffnet eines der mit Eichenläden verdeckten Fenster und läßt das Tageslicht voll hereinfallen.

Betroffen ruft Stahel: „Wie, eine Sänfte? Das sollen die Kerle zurückgelassen haben?“

„Ja wohl! Und wenn's beliebt, beschaut Euch, vieledler Stadtrichter, auch das Wappen an der Sänfte!“

Der Richter prallt zurück, die vom Eisenmeister verübte Dummheit, eine bischöfliche Sänfte den Knechten mitzugeben, ist himmelschreiend, und unwillkürlich murmelt er:

„Zu dumm!“

Matsperger's feines Gehör hat dieses Wort vernommen, auf seine Lippen lagert ein sarkastisches Lächeln.

Mit einer spöttischen Verbeugung sagt er: „Bin ganz Euerer Meinung!“

„O, nicht doch,“ stottert in peinlichster Verlegenheit der dürre Stadtrichter, der sich am liebsten selbst verwünschen möchte ob des unglücklichen Besuches in der Erkenntniß, dadurch den üblen Fall noch mehr verschlimmert zu haben.

Matsperger weidet sich am Anblick der Verlegenheit, der völligen Rathlosigkeit seines Besuchers eine Weile, dann macht er der Sache ein rasches Ende durch die Bemerkung:

„Ihr seid gekommen, Euch zu entschuldigen. Gut. Ich werde mich an den Keutschacher selbst halten, der ja auch in seiner Person verantwortlich ist für seine Leute. Mit Euch habe ich nicht weiter zu verhandeln. Vielen Dank Euch für den Besuch. Gehabt Euch wohl, vieledler Stadtrichter!“

Kühl höflich, doch mit fühlbarem, feinen Spott geleitet der Kaufherr seinen Besucher zur Gasse hinaus und verabschiedet sich durch eine stumme Verbeugung.

Kochend vor Wuth entfernt sich Stahel und hastet durch die Judengasse seiner Behausung zu.

Von der Burg tönt wieder einmal nach längerem Schweigen der Stierruf dräuend herab in die sonnenerfüllte Stadt, der Orgelstier brüllt.

In seiner Erregung ist Stahel betroffen stehen geblieben, doch alsbald setzt er seinen Weg fort. Er kennt ja die Orgel auf der Burg: doch übt der Schrei auch jedesmal auch auf ihn seine Wirkung. Warum der Stier wohl wieder brüllt? Will der Bischof sich an dieser seltsam grobwilden Musik ergötzen oder soll der Ruf Neues künden?

Wie der ärgerliche Richter in den Marktplatz einbiegt, stößt er auf die Vorreiter des Fürsten.

Mit raschen Schritten enteilt er.

Nur jetzt nicht dem Erzbischof unter die Augen treten zu müssen!

So ein Pech! Pech überall. Und zweifellos begleitet der Kanzler seinen Herrn auf der Reise nach Werfen. Gott weiß, wann er zurückkehrt; die Theilung der dem Vorauer Propst so fein und listig abgenommenen Dukaten wird dadurch in weite Ferne geschoben.

Und wie der dürre Richter den trunklüsternen Kanzler kennt, steht Gefahr im Verzug, daß Mändl in wenigen Wochen keinen Deut mehr von den Dukaten besitzt. Also auch hierin Pech.

Die Drommetenfanfaren der Vorreiter locken Jung und Alt aus den Häusern des Marktplatzes, aus allen Seitengassen strömen Menschen, die neugierig den Auszug des Landesherrn begaffen wollen als ein lang entbehrtes Schaustück. Recht viel ist für das Auge indeß nicht geboten, der Erzbischof reist mit kleinem Gefolge und zu Wagen.

Treu seinem Gelübde trägt Leonhard den weißen Mönchshabit der Augustiner, ihm zur Seite sitzt bloß, den Kopf verbunden, Junker Hartwig, dessen Augen in wieder erwachtem Uebermuth die blondzöpfigen Bürgerstöchter mustern. Den Fürsten im Habit grüßen die Leute wohl stumm, beim Anblick des auf wuchtigem Streitroß hockenden, dicken Kanzlers, der den Talar mit dem Wams vertauschen mußte, aber lachen sie laut auf, und je wüthender Doktor Mändl auf sie herunterblickt und je tiefer seine schwammigen Wangen sich röthen, desto kräftiger brüllen die Bürger.

Und als der dicke Kanzler gar den Gaul mit den mächtigen Sporen kitzelt, so daß das Streitroß wiehernd in die Höhe steigt und Mändl erschrocken den Gaul am Halse umklammert, da schallt es aus hunderten Kehlen und die Leute halten sich die Seiten vor Lachen und Vergnügen.

Unwillig ob solcher Ehrfurchtsverletzung des gemeinen Volkes hat Leonhard sich im Wagen umgewendet, welche Bewegung auch seinen wuchtigen Nacken röthet.

Kaum erblickt er aber die Jammergestalt seines dicken Kanzlers auf dem Roß, da zuckt es auch in seinen Mundwinkeln und ein herzliches Lachen quillt von des Bischofs Lippen.

Fußknechte springen indeß herbei, führen Mändl's Pferd am Zügel und machen dem lächerlichen Auftritt ein Ende. Hinterdrein reiten die Reisigen in Wehr und Waffen, den Zug beschließend.

Ist es das gutmüthig fröhliche Lächeln des so gestrengen und gefürchteten Landesherrn, seine huldvoll gnädige Leutseligkeit

in dieser Stunde, die ungewöhnlich plötzlich zu Tage tretendes Vertrauen erweckt, ist es ein impulsiver Drang, ein Hoffen, ein aufleuchtender Funke Liebe: die Menge drängt vor, man umringt den Wagen plötzlich einer Springfluth gleich und vorzugsweise junge Mädchen strecken dem Erzbischof die zierlichen Händchen bittend entgegen.

Leonhard, überrascht von diesem Gefühlsausbruch, befiehlt anzuhalten und reicht seine ringgeschmückte Hand einer zunächst stehenden, blonden Schönen zum Kusse dar.

Doch seltsam, das Mädchen verschmäht die Sitte, — mit erhobenen, zum Gebet gefalteten Händen fleht es den Fürsten an mit bebender Stimme:

„Gebt, o Herr, uns Mädchen frei! Nehmt das Verbot zurück!"

Sichtlich betroffen starrt Leonhard das schöne Mädchen an, der Bitte Sinn ist im ersten Augenblicke ihm nicht klar.

Als aber die übrigen Mädchen mit Muth und Vertrauen auf ihn einstürmen und treuherzig betteln, es möge der Herr und Gebieter die Bräute ohne Pön fortlassen, da erinnert sich Leonhard des harten Gebotes und ein Lächeln huscht über sein sonst so ernstes Antlitz.

Humorvoll meint der Bischof: „Ein weiblich zarter Ueberfall also. Nicht übel, meine Schönen!"

„Gebt uns frei," betteln die Mädchen, und die nachdrängenden Mütter und Väter bitten im Chorus mit um Zurücknahme des Verbotes.

Unschlüssig betrachtet Leonhard sich das liebliche Bild der flehenden Mädchen; schier ist er geneigt, die Bitte zu erfüllen, da drängt Mändl seinen Gaul an den Kutschenschlag zur Linken, so daß die Leute auseinanderstieben, und ruft dem Erzbischof zu:

„Bedenkt die Kosten und Folgen, Herr!"

Ein Schatten fliegt über Leonhard's Antlitz und hastig wehrt er die stürmisch werbenden Mädchen ab mit den Worten: „Vielleicht ein andermal, gebt Raum!"

Doktor Mändl kommandirt: „Vorwärts!," der Kutscher schlägt auf die Pferde ein, daß sie wiehernd aufsteigen.

Erschreckt weichen die Leute zurück, der Zug setzt sich in Bewegung.

Schrille Rufe tönen dem Zuge nach, Rufe der Enttäuschung, der Erbitterung.

Leonhard lehnt im Wagen, und unwillkürlich flüstern seine Lippen: „Hab' ich recht gethan, die herzliche Bitte abzuschlagen?“

Hartwig, der sich bislang völlig stumm verhalten hat, um durch ein unbedachtes Wort den Oheim nicht zu erzürnen, meint nun auf die selbstgestellte Frage antworten zu sollen:

„Mein gnädiger Oheim hätte die jungen Herzen für sich gewonnen durch die Gewährung der herzlichen Bitte!“

Mild und weich sagt Leonhard: „Meinst Du, Hartwig? Doch Du kennst die unruhigen Salzburger nicht! Geb' Ich ihnen einen Finger, wollen sie die ganze Hand!“

„Die Mädchen wollen aber doch bloß heirathen!“

Wieder ernst werdend, schneidet Leonhard jede weitere Erörterung ab durch die Worte: „Es ist doch wohl besser so! Gebot bleibt Gebot!“

Durch die enge Steingasse rollt donnernd der fürstliche Wagen und zum weitgeöffneten Steinthor hinaus den Bergen zu. Das Getöse des Wagens und Pferdegetrappels hat einen Ruf der Ueberraschung im Thurm völlig verschlungen; Niemand kümmert sich um den Mädchenkopf am Fenster.

Matza sieht fassungslos dem Zuge nach, in dem sie neben dem Erzbischof den schmucken Junker erkannt hat, der einst mit ihr in der Laube gesessen.

* *
*

Inmitten einer großartigen Bergwildniß von Prallwänden und Felsstürzen, zwischen welchen eng zusammengedrückt die Salzach durch Steintrümmer und Sturzblöcke grollend den Ausweg zum breiten Flachbau nach Salzburg sucht, thront auf einem von Fichten und Lärchen dicht bestandenen Steilfelsen, dessen Fuß die Flußwellen kosend küssen, die stattliche Zwingburg Hohenwerfen.

Starke Mauern und Wälle mit Schießscharten umschließen

die wohlbewehrte Veste, die nahe dem Paß Lueg das enge Salzachthal beherrscht und durch ihre Lage gefeit ist gegen Ueberfall und Stürmung.

Kleiner als Hohensalzburg in den Gebäulichkeiten, dient die Werfenburg dem Landesherrn vorwiegend zum Aufenthalt während des Gejaides auf edles Steinwild, ein richtiges Jagdschloß im dichten Fichtengrün, umkränzt von den wuchtigen Felskolossen des Tennengebirges, den kahlen Höhen des Hagengebirges, der Imlauerberge und dem gewaltigen Massiv der vergletscherten Uebergossenen Alp, aus welchem majestätisch der gigantische Hochkönig in die Lüfte ragt.

Die einsame Veste ist der Schrecken der Bevölkerung vom Zellersee bis herein in die Bergwildniß am Paß Lueg, so sich die Leute je unbotmäßig gezeigt den Vögten des Landesherrn: ein schnell gesprochenes Wort bringt Widerspenstige in die tiefgelegenen Torturkammern der Burg, aus welchen kein Ruf an die Außenwelt dringt.

Die „eiserne Jungfrau“ von Hohensalzburg hat in den Tiefen der Werfenburg einen hölzernen Schreckensbruder in dem Werfener Streckbock, einem Marterwerkzeug, das den eingezwängten Menschen gewaltsam streckt und verlängert, bis die Gelenke reißen und der Torturirte gesteht, was zu gestehen der Eisenmeister fordert.

Auf der höchsten Zinne der Werfenburg weht stolz im Abendwind die Keutschachflagge zum Zeichen, daß Leonhard selbst in der düsteren Veste wohnt.

Becherklang und Stimmengeschwirr tönt aus dem hohen Saal der Burg und vermischt sich mit dem Waldesrauschen: drinnen findet ein Gelage statt nach alter Ritterweise, an dem trotz Habit und Skapulier feuchtfröhlich auch der Erzbischof und Landesherr sich betheiligt.

Mächtige Humpen und Kannen edlen Südweines stehen auf der Tafel, um welche die Gäste des Keutschachers sitzen; links von Leonhard der bleiche Junker Hartwig, dem bereits wieder der Schalk aus den Augen lacht, rechts der Pfleger von Werfen mit dem dicken Kanzler Mändl, dessen geröthetes Gesicht auf starken Weingenuß schließen läßt.

Behaglich in die hohen Stühle gelehnt sitzt schwatzend der

Burghauptmann, der Stückmeister, drüben neben Hartwig der asketische Burgkaplan, der sich vom Wildschweinkopf kaum zu trennen vermag, dann der weinlüsterne Gejaidmeister mit sonnverbranntem Gesicht, ein froher Mann, dessen Waidscherze der Tafelrunde stets schallendes Gelächter entlocken.

In feucht-fröhlicher Laune ist auch der wohlgenährte Guardian des Franziskanerklosters zu Werfen, der willig Folge leistete dem bischöflichen Gebot zur Tafel und tapfer seinen Mann stellt bei den Tafelrunden.

Schüssel um Schüssel ist herumgereicht worden, und ebenso fleißig hat der bischöfliche Mundschenk seines Amtes gewaltet und die Humpen und Kannen frisch gefüllet. Wie auch dem Guardian abermals eine frische Kanne vorgesetzt wird, erhebt sich der Klosterobere, um in geziemender Weise das Wohl auf den Kirchenfürsten auszubringen durch den Ruf: „ad salutem!“

Diesem Beispiel folgen die übrigen Tafelgäste, knarrend werden die Stühle zurückgeschoben und erwartungsvoll gucken die Gäste auf Leonhard, der den Kopf auf den Arm gestützt sinnend im Lehnstuhl sitzt und von dem ehrerbietigen Trinkspruch nichts gemerkt zu haben scheint, weshalb der Guardian lauter diesen wiederholt.

Nun hebt Leonhard das Haupt, ein feines Lächeln huscht über sein Antlitz und seine Hand wehrt ab.

„Nicht doch,“ sagt er sich erhebend, „nicht mir soll der Trinkspruch gelten, greift die Humpen, stoßet an und rufet: „Sankt Hubertus heil!“

„Heil, heil, heil,“ klingt es dröhnend durch den Saal. Leonhard stößt zur besonderen Auszeichnung mit dem Gejaidmeister an, dessen braunes Gesicht vor Freude hell erglänzt, und der sich tief vor dem Fürsten verneigt. Die Humpen und Kannen klirren aneinander, die Fröhlichkeit steigert sich, freudig schwirrt Rede und Gegenrede durcheinander.

Da winkt Leonhard, der wieder in seinem Stuhle Platz genommen, den Gejaidmeister zu sich heran und fordert ihn auf, ein frohes Jägerlied zum besten zu geben.

Und sofort hebt dieser an zu singen, daß es durch den Saal dröhnt:

Jagdglück.

Es ritt ein Jäger wohlgemuth
Wohl in der Morgenstunde,
Wollt' jagen in dem grünen Wald
Mit seinem Roß und Hunde,
Und als er kam auf grüne Haid',
Fand er seines Herzens Lust und Freud'.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

Der Kuckuck schreit, der Urhahn balzt,
Dazu die Turteltauben;
Da fing des Jägers Rößlein an
Zu scharren und zu schnauben;
Der Jäger dacht' in seinem Muth:
Das Jagen, das wird werden gut.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

Der Jäger fand ein feines Wild,
Fein hurtig und geschwinde;
Es war ein schönes Frauenbild,
Das sich allda ließ finden;
Der Jäger dacht' in seinem Sinn:
Wo das Wild ist, da komm' ich hin.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

„Gott grüß Euch, zartes Jungfräulein,
An Ehr' und Tugend reiche!
Was ich in diesem Wald erschleich',
Das mach' ich mir zu eigen."
„Ach edler Jäger wohlgestalt,"
Sprach sie, „ich bin in Eurer G'walt!"
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

Er nahm sie bei der schneeweißen Hand
Nach alter Jägerweise,
Er führt sie in ihr Vaterland,
Viel Glück auf ihre Reise!
Das Glück, das ist so kugelrund,
Es freut sich mancher rothe Mund.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein!

Im Chorus wiederholt die Tafelrunde den Schlußvers und akklamirt sodann lebhaft das feine Lied und seinen Sänger.

Auch Leonhard spendet dem Gejaidmeister Lob mit dem Hinweis, daß morgen schon erprobt werden soll das „Glück so kugelrund“ auf einem Pirschgang auf Steinwild, wozu der Gejaidmeister alles Nöthige veranlassen solle. Zugleich hebt Leonhard die Tafel auf und begibt sich in seine Gemächer, nachdem er den Herren freigestellt, die Humpen völlig zu leeren.

Junker Hartwig ist noch an der Tafel geblieben und läßt sich vom Pfleger erzählen, wie sich's lebt und treibt herinnen in den Bergen.

Verschmitzt fragt der kaum wiedergenesene Sausewind, ob es in der Wildniß wohl auch hübsche Mägdelein gebe, und der fröhliche Pfleger lacht vergnügt, daß daran allerdings kein Ueberfluß vorhanden sei, doch genieße die Ameley auf dem Rauchlehen den Ruf einer Bauernschönheit im ganzen Gau.

„Alle Wetter,“ sprudelt Hartwig heraus.

Der Pfleger lacht hellauf und mahnt den Junker vorsichtig zu sein, denn das Mädel habe flinke Hände und ein scharfes Zünglein.

„Nun pirsch' ich erst recht und was ich mir im Gau erschleich', das mach' ich mir zu eigen,“ trällert Hartwig vor sich hin, läßt sich noch erzählen, wo das Rauchlehen gelegen sei, und verabschiedet sich sodann von den Gästen, die nun gleichfalls aufbrechen und bis auf die in der Burg installirten Herren die Veste schwankenden Schrittes verlassen und in dunkler Nacht durch den finsteren Tann den Steilfelsen mit schwerer Mühe hinabklettern in der Richtung nach dem Marktflecken Werfen.

Mit einem mächtigen Kruge zu stillem Trunk im Kämmerlein wohlgerüstet, hat Doktor Mändl sein Gemach aufgesucht und sich's bei trautem Lichterschein behaglich gemacht. Wams und Barett liegen in einer Ecke neben den weggeworfenen Sporenschuhen, mit offenem Pfaid lehnt der Kanzler im Stuhle und spricht dem fürsichtig eingeschmuggelten Rebensaft mit schnalzenden Lippen zu.

Bringt das höfische Leben auch manch Ungemach, ist schwer der Kanzlerdienst, das heimliche Zechen ist doch schön, so wohlgefüllt des Bischofs Keller.

Doktor Mändl freut sich zu nächtlicher Stunde seines Daseins und kümmert sich nicht im Mindesten um das durch das offene Fenster hereindringende Waldesrauschen und das Seufzen des Bergwindes im Geschröff. Wenn etwas seine wonnige Trinkfreude stört, ist es die Befürchtung, daß es morgen zu grauender Stunde dem Gebieter beifallen könnte, ihn, den dicken Kanzellar zur Pirsch mitzunehmen.

Vor harter Leibesmühe graut dem Kanzler mehr wie vor lästerlicher Sünde, und keine Arbeit dünkt ihm des Schweißes werth. Doch beruhigt ihn die Erwägung, daß ein Dickwanst das überflüssigste Wesen auf der Pirsch nach scharfwindendem Wild sein muß.

Mändl hat sich, gestärkt durch einen langen Zug aus dem Kruge, auch eine Ausflucht schlau erdacht: sein Pusten und die Athemnoth müßte jegliches Wild auf Meilen in der Runde verscheuchen, noch ehe der Jäger den Bolzen in die Armbrust legen kann.

Ja, ja, so wird es gehen. Soll nur der Herr sich des Gejaides freuen, der Kanzler wird gemächlich bei seinen Akten und beim Wein bleiben.

Was schert auch den Aktenwurm die wundersame „Schweißblüh'" und die „Herzkhreizl" des „Stainpockhs"! Fehlt es ihm, dem gutgenährten Kanzler, etwa auf der Lunge?

Nein, nein, er benöthigt weder Herz noch Leber vom Steinwild, nicht Lunge, auch nicht Schürze und Ruthe von Hirsch und Gemse. Eine Wildart, die so wenig trinkt wie der hochgeweihte Hirsch und der stolze Steinbock, kann ihn überhaupt nicht interessiren.

Wieder thut Doktor Mändl einen guten Schluck und wischt sich mit dem Pfaidärmel den naßen Mund, da läßt ihn ein knarrendes Geräusch an der Thüre zusammenfahren.

Mit einer Leuchte in der einen Hand tritt Leonhard's hohe Gestalt in Mändl's Kemenate, und beim Anblick des Weinkruges sagt der Gebieter vorwurfsvoll, doch nicht allzu strenge:

„Dacht' ich's doch, Er sitzet richtig noch beim Weine. Kann Er des Rebenblutes nicht mehr entrathen, Mändl?“

Der Kanzler hat sich schwerfällig erhoben und im Bewußtsein, sehr dürftig gewandet zu sein, blickt er hilflos bald auf seinen Herrn, bald auf das in die Ecke geschleuderte Wams.

Mit leichtem Spott sagt Leonhard: „Wohl trägt Er sich luftig, Kanzler, doch mag die späte Stunde dies entschuldigen. Zur Sache denn! Ich will noch heute Ihm, da das Gejaide morgen Mich beansprucht, zu wissen thun, daß kraft des gebesserten Standes unserer Landeskasse Ich Willens bin zurückzukaufen, was salzburgisch einst gewesen und bayerisch geworden ist im Laufe der Zeiten. Ich meine die Herrschaft Wildeneck nebst den Märkten Mondsee und Skt. Wolfgang.“

Erschrocken starrt Mändl auf den Erzbischof, der mit langen Schritten das Gemach auf= und abschreitet. Zögernd wagt er den Einwurf, daß sothane Ausgabe ein großes Loch in den hochfürstlichen Beutel reißen werde.

„Ich weiß! Der sothane Erwerb kostet Mich zwölftausend Gulden.“

„Zwö—zwö—zwölf — —“

„Tausend Gulden. Die Summe raubt ihm wohl die Sprache? Es ist viel Geld, doch muß salzburgisch wieder werden, was einst zum Stift gehörte. Der Kaiser wird nach perfektuirtem Rückkauf die Herrschaft sicher uns zuerkennen. So bin Ich stets bedacht, Mein Reich zu mehren, zusammenzuhalten, was zum Stift gehört und gehören muß. Koncipire Er mir das Nöthige, auch entwerfe Er eine neue Bergwerksordnung für die Gasteiner Knappen.“

„Ich will Besserung schaffen auch auf diesem Gebiete, insbesonders muß dafür gesorgt werden, daß die Lebensmittel zum

Besten der gemeinen Bergarbeiter in einem wohlfeilen gleichen Preise erhalten bleiben. Hat er auch verstanden, Mändl?“

„Sehr wohl, hochfürstliche Gnaden. Doch verstattet mir gnädigst eine Frage: Eilet dies Alles so sehr, daß noch in heutiger Nacht die Angelegenheit koncipiret sein muß?“

„Entwerfe Er Mir beide Sachen gleich und morgen übergebe Er Mir das Koncept vor meinem Auszuge zum Gejaide. Mach' Er seine Sache gut und fein, Kanzler. Hör' Er: fehlerlos, mit Geschick, auf daß der Kaufvertrag einwandfrei werde und die Verbesserung in der Bergwerkordnung auch wirklich zum Wohle der Knappen ausfalle. Gute Nacht, lieber Mändl!“

Die Leuchte vom Tisch nehmend, verläßt der Erzbischof das Gemach und betrübt blickt ihm der Kanzler nach. Wie hat der Kanzler sich auf die stillbeschauliche, nächtliche Trinkstunde gefreut, auf ein Schlürfen des köstlichen Weines mit Bedacht und ein sanftes Hinüberschlummern.

Und jetzt diese heillose Eile. Und arbeiten zu nächtlicher Stunde mit weinumdunstetem Schädel. Solch Verlangen ist grausam, Alles darf der Nachtruhe pflegen, nur der gehetzte Kanzellar soll arbeiten bis zum grauenden Morgen.

Eine Verwünschung murmelnd greift Mändl nach dem Becher, gießt ihn voll und gönnt sich einen Stärketrunk. Die Pest über solch' schändliche Nachtarbeit. Nun schmeckt der Wein bitter, vergällt ist jeder Tropfen. Und befolgt der Kanzler den bischöflichen Befehl nicht, legt er sich auf's Ohr, so hat er grimme Ahndung zu gewärtigen, der Fürst versteht keinen Spaß, sein Zorn ist fürchterlich.

Darauf will Mändl es doch lieber nicht ankommen lassen. Der Kanzlerposten ist sonst gut und einträglich, des Bischofs Keller reich bestellt; nicht leicht wäre wieder eine Stellung gleicher Art zu finden zwischen Rhein und Donau. Drum lieber ans Werk gegangen.

Seufzend legt der Kanzler sich Pergament und Schreibzeug zurecht, stützt den weinschweren Kopf in die rechte Hand und sinnt nach, wie am besten der Kaufvertrag entworfen werden könne.

Mit unsicheren Schriftzügen kritzelt er die formale

Einleitung; weiß Gott, die Hand ist schwer, kaum kann Mändl das Geschriebene selber lesen. Den ganzen Vertrag niederzuschreiben ist überhaupt unmöglich ohne die genauen Gründe und Angaben über die Zubehör, Eigenthumsrechte und Verpflichtungen.

Und ohne die alte Bergwerksordnung können einzelne Bestimmungen auch nicht fixirt werden. Der Arbeit Mühe ist da wohl vergebens.

Mändl starrt eine Weile vor sich hin, tiefer senkt sich der Kopf, bald verkündet ein kräftig Schnarchen, daß der Kanzler die Nachtarbeit aufgegeben hat.

Vom Luftzug zeitweise bewegt, flackert das Licht hin und her, bis das Oel versiegt und der Docht verglimmt.

Hörnerruf im Burghof kündet Morgenanbruch. Gejaidknechte unter Führung des Wildmeisters harren unten des Fürsten; schon ist die Zugbrücke heruntergelassen, der Burghauptmann erwartet den Herrn und Gebieter, um ihm das Geleit über dieselbe zu geben.

Leonhard hat vor Sonnenaufgang schon das Lager verlassen, ein Gebet verrichtet und sich sodann zum Jagdgang gerüstet. Nur einen flüchtigen Augenblick zögerte Leonhard, ob er den Habit mit dem Waidwams vertauschen solle.

Dann schüttelt er den Kopf, streicht liebevoll mit der Hand über die Kutte, schürzt diese höher und murmelt vor sich hin:

„Nein, nein, ich bleib' Dir treu!“

Das Hüfthorn umgehangen, die Armbrust in der Hand, den Köcher mit den Bolzen umgeschnallt, ist der Fürst fertig zum Aufbruche.

Doch da entsinnt er sich seines Kanzlers, dem er ja noch die nöthigen Schriftstücke einhändigen muß. Rasch rollt er diese zusammen und trägt sie in die Kemenate Mändls.

Der brenzliche Geruch der verlöschten Leuchte benimmt dem Erzbischof schier den Athem; dennoch tritt er vollends ein. Heller Sonnenstrahl umleuchtet den am Tisch eingeschlafenen Kanzler.

Leonhard empfindet Mitleid für Mändl, der sicher die Nacht opferte als treuer Diener seines Herrn und so lange

geschrieben haben wird, bis die Leuchte versagte. Sich über den Schlafenden beugend, sieht Leonhard jedoch, daß Mändl nur wenige Zeilen entworfen habe, also weinschwer sehr bald eingeschlafen sein muß.

Zornig rüttelt Leonhard den Schläfer wach, wirft dem Verdutzten die Schriftenrolle ins Gesicht und donnert eine Strafrede, daß Mändl erschrocken in eine Ecke flüchtet.

„Ich hätte nicht übel Lust, den Faulpelz hinauf zu jagen ins Geschröff, auf daß Er den Kopf lüfte."

Bebend vor Angst, mit schlotternden Knieen, fleht der Kanzler um Gnade, um die Gunst, herunten bleiben zu dürfen, wo er sicher bis zur Rückkehr Alles erledigt haben werde.

Grollend ruft Leonhard ihm zu: „Wehe Ihm, wenn nicht Alles fertig ist bis zu Meiner Rückkunft!"

Dann entfernt sich der Fürstbischof und zieht aus zu fröhlicher Pirsch auf edles Steinwild in den wildzerrissenen Höhen des Tennengebirges.

Nach mühsamem Aufstieg gegen den Hochthron im zerklüfteten Tennengebirg zu, hat der Erzbischof Leonhard, begleitet vom Gejaidmeister und einem Knecht, der des Fürsten Schießzeug und etzliche Atzung trägt, eine Felsenbuchtung erreicht, an deren Rand die Gesellschaft verschnaufend sich eine Weile verhält.

Schier senkrecht thürmen sich Prallmauern auf, gewaltige Sturzblöcke und Geröll vom Steinschlag bedecken den Boden, auf welchem Latschengestrüpp und Legföhren ein kümmerlich Dasein fristen. Hin und wieder steht in einer Runse eine abgestorbene, von Wind und Regen gebleichte Wettertanne in grauer Felsenwirrniß, das Bild der Verödung und Unwirthlichkeit verschärfend.

Ueberall graues Gestein, nackt und kahl, nur auf einzelnen Felsbändern liegt grünlicher Schimmer und Flechten bedecken die in Gufeln liegenden Stöcke. Dieses wilde Bild hochalpiner Oede betrachtend, flüstert Leonhard dem Gejaidmeister zu, daß in solcher Unwirthlichkeit unmöglich das edle Steinwild, das doch bei aller Vorliebe für öde Regionen Aesung brauche, weilen könne.

Der Gejaidmeister warnt durch den auf den Mund

gelegten Zeigefinger vor Lärm und Geräusch und wispert entgegen, daß Steinwild in der weiten Bucht des Schattens halber sei.

Leonhard schüttelt zweifelnd das Haupt; er vermag kein Wild zu äugen.

Wieder flüstert der Gejaidmeister, daß höher gestiegen werden müsse, denn der Wind sei schlecht, ziehe von unten hinauf und werde in kürzester Zeit das Wild hoch machen. Wie zur Bekräftigung dieser Bemerkung werden an den Sturzblöcken Gemsen reglich, die sofort sichern und tiefer in die Buchtung zurück flüchten.

Noch höher? Wohin nur steigen in dem wüsten Felslabyrinth?

Der Gejaidmeister heißt den Knecht weiter unten warten, steigt sodann in einen seitlich herunterziehenden Graben, der jetzt trocken, sonst wohl das Rinnbett eines Wildbächleins sein mag und winkt dem die Armbrust nun selbst tragenden Erzbischof nachzufolgen. Es ist ein abscheulich Klettern über grobes, lose liegendes Geröll, dann wieder über plattige Felsen, die in der Wandung allmählig höher und zur hintersten Buchtung führen.

Tiefer Schatten liegt in dem gewaltigen Rondell unten; es wird eine Weile dauern, bis die Sonne die scharfrandigen Mauern überklettert haben und ihre Strahlen in den „Steintod“ werfen wird.

Bis zu diesem Augenblick muß das Gejaide beendigt sein, denn das Wild hält nicht länger.

Eine Felsnase an der hintersten Rondellwand hemmt weiteres Vordringen, der Vorsprung steht so schneidig und weit vor, daß eine Fortsetzung der Kletterei unmöglich ist. Hier gebietet der Gejaidmeister Rast und deutet hinab, wo auf etwa dreihundert Gänge wahrhaftig Steinwild äset.

Das Jagdfieber erfaßt Leonhard beim Anblick des Rudels hochedlen Steinwildes; hier liegen die geringeren Steingeißen mit kürzerem Gehörn, dort aber steht windend ein rothbrauner Kapitalbock mit wuchtig knotigen Hörnern, zottig und trutzig zu schauen.

Diesem feisten Gesellen gilt die Pirsch. Wie ihm aber

auf Bolzennähe auf das Haar rücken? Vom Stand an der Felsnase hinunter ist es frevelhaftes Spiel ums Leben, ein Hinabklettern muß zum Sturz führen. Nur Steinwild und Gemsen vermögen solch' Steilrinnen und Felsbuckel in kühnem Sprung zu nehmen. Wie nur bei Skt. Hubertus dem Kapitalsteinbock näher kommen?

Leonhard zittert vor Erregung, es tobt sein heißes Blut, es hämmert in den Schläfen; mit bebenden Händen legt er den Pfeil in die Armbrust, um für alle Fälle schußfertig zu sein.

Der Gejaidmeister sucht mit scharfem Geäug die Wandung ab, auch er mit seiner reichen Erfahrung im Hochgebirg kann keine Möglichkeit, tiefer zu kommen ohne Beunruhigung des Wildes, finden.

Noch zieht der Wind herauf, also nützt eine Rückkehr und das Anpirschen von unten herauf im Buchtungsboden nichts. Und so einen Kapitalbock gibt es im ganzen Tennengebirg nicht mehr.

Was ist das? Das Rudel wird hoch, ein Sichern, der Bock wirft auf, schreckt unter einem Nießlaut — —

Wie zu Stein erstarrt, verharrt Leonhard in knieender Stellung mit gesenkter Wehr. Der Steinbock verhofft abermals und zieht dann bergan, hilf Diana. Schon nimmt er die Rinne, die zu Leonhard heraufzieht.

Da bleibt er verhoffend stehen, unter ihm winden die Geißen auffallend nach der rechten Seite der Buchtung hinüber und gehen flüchtig ab.

Mit gewaltigen Sätzen stürmt der Bock hinterdrein, nimmt dann seitlich die Richtung auf eine Prallwand, setzt mit wuchtigem Sprung auf diese hinauf und verhofft aufs Neue.

Schöner kann der Bock das Blatt nicht mehr bieten, aber es ist zu weit, viel zu weit.

Doch was ist das? Hoch wirft es den Bock, ein Steigen pfeilgerade in die Luft, ein Ueberschlagen, dumpf kollert der Steinbock über die Wand und fällt in das Geröll, wo er nochmals hoch wird und zeichnend flüchtig geht.

Leonhard hat sich blitzschnell erhoben, Todtenbläße bedeckt sein Antlitz, die einer jähen Röthe weicht.

Von schier wahnsinniger Wuth erfaßt, deutet er mit der Wehr hinüber, wo ein Schuft trotz Todesstrafe es wagt, dem Landesherrn den edelsten Bock des ganzen Gejaides wegzuschießen.

„Rache, Rache,“ knirscht Leonhard und seinen Körper durchläuft ein Schauer.

Der Gejaidmeister war anfangs starr über solch' ungeheuerliche Vermessenheit, dann aber stürmt er davon, zurück den gemachten Weg, um dann quer durch den Steintodboden dem Wilderer auf den Leib zu rücken.

Mächtig erfaßt Leonhard das Verlangen, sich selbst an der Stellung des tollkühnen Frevlers zu betheiligen. Doch sein Klosterkleid hält ihn ab von der Menschenjagd.

Immerhin will Leonhard doch dem Frevler den Weg verstellen; hastiger denn sonst eilt er den gefährlichen Pfad hinab, doch meidet er die Sprünge seines Gejaidmeisters, der, den Bergstock einstemmend, sich kühn und gewandt über kleinere Wände schwingt und wie's Ungewitter in die Tiefe prasselt.

Die Verfolgungsabsicht hat indeß zu seinem Schrecken der Wilderer, ein stämmiger Bursch, gemerkt, der mit der Wildniß wohlvertraut, genau weiß, daß ein Entrinnen der Höhe zu unmöglich ist.

Den Weg hinunter will ihm aber der ob seiner Körperkraft gefürchtete Gejaidmeister verlegen, drum gilt es flinker zu sein als dieser und den Steintodboden zu überfallen, bevor dieser ihn erreicht.

Die Wehr blitzschnell umgehängt, springt der Bursch von Platt zu Platt, der Gemse gleich, ein rasend Flüchten, ein wahnsinnig Springen, das Steine löst und das Geröll in's Rutschen bringt.

Ein Knattern und Prasseln, ein Knirschen — der Bursch erreicht den Boden mit verwegenem Sprung, ein Ducken — hoch auf schnellt der sehnige Körper, ein rasend Flüchten an den Rand, die Gestalt taucht unter, hinterdrein rast der Jäger — —

Entwischt!

Bis Leonhard nachkommt und auf den Knecht stößt, an dem der Wilderer mit Blitzesschnelle vorübersauste, ist vom

Frevler nichts mehr zu sehen. Vereitelt ist die Pirsch, verdorben die Lust an der Atzung. Wo mag der vom Pfeil ereilte Steinbock sein?

Leonhard will hinunter und läßt sich vom Knecht begleiten. Den Bock mag der Wildmeister suchen oder suchen lassen. Unwillkürlich kommt Leonhard auf abschüssiger Fläche, besonders als er wieder die Region des Baumwuchses erreicht, in raschere Bewegung, er schreitet so scharf aus in seinem hochgeschürzten Habit, dem die Wildniß des Hochgebirges arg zugesetzt, daß der Knecht Mühe hat, beim Gebieter zu bleiben.

Wie Leonhard aus dem Walde kommt, bietet sich ihm ein Anblick, der ihn innehalten läßt.

Tief unten stürmen zwei Menschen in rasender Hast über eine begrünte Fläche, der Frevler und hinterdrein der Wildmeister, in zusehends abnehmender Entfernung, wie wohl der Bursch um sein Leben rennt.

Da plötzlich stürzt der Verfolger und sinkt in die Kniee; der Wilderer aber stürmt durch den Thalbach der gegenüber liegenden Anhöhe zu und verschwindet in einem auf einem Hügel gelegenen Gehöft.

Scharf prägt sich der erbitterte fürstliche Jäger dieses Gehöft ein, um es, unten angelangt, sicher wieder zu erkennen. Und eine Weile verharret Leonhard absichtlich auf seinem Beobachtungsposten im scharfen Auslueg, ob der Frevler nicht etwa hinter dem Gehöft die Flucht fortsetzen wird. Es ist dies nicht der Fall; nur ein alter Bauer tritt aus dem behäbigen Hause und sichert hinunter zum Thalbach nach dem Verfolger, der auf der Stelle, wo er stürzte, liegen geblieben ist.

Leonhard hat genug gesehen und setzt sich nun in eiligen Lauf, um zunächst seinem Gejaidmeister Hilfe zu bringen und dann Gericht zu halten nach seinem Gesetz über den Wildfrevler im bischöflichen Reviere.

Im Schweiß gebadet, schier außer Athem vom scharfen Lauf, das Antlitz wie den mächtigen Nacken geröthet, erreicht Leonhard das Thalgewände und sucht den Verunglückten, der schmerzgepeinigt hilflos am Boden liegt.

„Was ist's mit Dir, Gejaidmeister?" fragt Leonhard und beugt sich über den Wildmeister, der auf seinen linken Fuß

deutet und stöhnend klagt, daß dieser gebrochen zu sein scheine. Leonhard winkt den nachtrottenden Knecht vollends herbei, nimmt ihm die Rückenkraxe ab und sendet ihn, Eile einschärfend, zum Schloß, auf daß eine Tragbahre mit handfesten Knechten ins Thal geschickt werde.

Dem Verunglückten holt Leonhard im Trinkbecher Wasser vom Bach und labt den Gejaidmeister, der gerührt ob solcher Fürsorge dem Gebieter herzlichst dankt.

Sodann theilt Leonhard ihm seine Beobachtungen mit, fragend, wem das Gehöft auf dem gegenüber liegenden Hügel gehöre, in welches der Frevler sich geflüchtet.

Sich aufrichtend, blickt der Wildmeister hinüber und sagt, daß das Gehöft fürstbischöfliches Lehensgut sei, das sogenannte Rauchlehen, dessen Inhaber jedoch keinen Sohn, nur eine schöne Tochter Namens Ameley besitze.

„Der Frevler ist aber im Rauchlehen verschwunden.“

„Dann kann es nicht anders sein, als daß der Lump bei Ameley Schutz suchte und sich von der Dirn verbergen läßt!“

„Du meinst also, der Wildfrevler könnte der Schatz der Dirne sein. Gut, umso sicherer fangen wir den Burschen. Ich werde sofort hinaufgehen und Gericht halten.“

Seine Schmerzen verbeißend, räth der Gejaidmeister davon ab, der Herr und Gebieter möge zuwarten, bis das Gefolge von der Burg komme.

„Warum? Hast Du Furcht? Ich nicht!“

„Nicht das, hoher gnädiger Herr! Doch der Rauchlechner ist ein gewaltthätiger, gefährlicher Mann trotz seines Alters und dürfte Euer fürstliche Gnaden unziemlich aufnehmen, wenn nicht gar — —“

„Was ‚wenn nicht gar — —‘ Sprech’ Er sich nur vollends aus!“

„Wenn nicht gar hinauswerfen!“

„Oho! Den Landesherrn wirft man nicht zur Thüre hinaus!“

„Der Rauchlehner schon!“

„Nun gehe Ich aber sofort. Schick’ Er Mir die Leute,

sobald sie gekommen, zum Lehen hinauf. Das Weitere wird sich finden!“

Wie um seinem Aeußeren mehr Würde zu geben, läßt Leonhard seinen Habit wieder lang herunter, wischt sich den Schweiß von Gesicht und Nacken, streicht das Haupthaar glatt und begibt sich hinauf zum Gehöft.

Kaum wird der noch immer Auslueg haltende Bauer des Mönches ansichtig, so springt er zur Hausthüre und ruft etwas hinein, bleibt aber dann neugierig stehen und läßt den Mönch herankommen.

Leonhard hat seine strengste Miene aufgesetzt, unheimlich rollen seine machtgebietenden Augen und hoch geschwollen sind die Adern auf seiner Stirn, die nichts Gutes künden.

Wenige Schritte vor dem Bauer ruft der Fürstbischof im schlichten Augustinerhabit:

„Auf die Kniee, Mensch, und die Wahrheit gesagt, so Dir Dein Leben lieb ist!“

Der alte Rauchlechner weiß ob dieser in dröhnendem Baß gedonnerten Anrede nicht, was er weiter aufreißen soll vor Verwunderung: das Maul oder die Ohren. Der herrische Ton dünkt ihm nicht zur Klosterkutte passend, und zum Niederknieen verspürt er auch keine Lust.

Trutzig höhnt er: „Hier wird nichts gegeben. Fort mit Dir, Du Bettelmönch!“

Blutroth im Gesicht und Nacken und mit funkelnden Augen schreitet Leonhard hoheitgebietend auf den Bauer zu, faßt ihn am Genick und hebt den zappelnden und zeternden Wicht kraftvoll in die Luft.

„Loslassen, loslassen, Du Bettelpfaff!“ schreit der Rauchlehner, Leonhard aber schüttelt den Bauer und wirft ihn zu Boden. Solche Körperkraft übt ihre Wirkung, der Bauer fragt jetzt dehmüthig nach dem Begehr des starken Mönches.

Leonhard fordert die Herausgabe des hierher geflüchteten Wildfrevlers.

Augenblicklich verändert sich die Haltung des Gebirglers, dessen Trutz und Hohn wieder hervorkehrt solchem Verlangen gegenüber und rundweg leugnet er, daß ein Frevler sich im Hause befinde.

„Einen schmucken Gast haben wir im Hause, den könnt Ihr mitnehmen, wen Ihr wollt?“ spottet der Rauchlechner.

Leonhard richtet sich in seiner ganzen Größe auf und fragt: „Kennst Du mich? Ich bin Dein Landesherr und Gebieter!“

Mit einer hellen Lache antwortet der Bauer und hält sich die Seiten.

„Erzbischof will Er sein, der Bettelpfaff in zerrissener Kutte. Es ist zum Lachen. Pack' Dich weiter und grüß' den Rübenmann auf Hohensalzburg, wenn Du ihn siehst!“

Der Bauer brüllt vor Freude in der Meinung, dem Bettelmönch gründlich die Meinung gesagt zu haben.

Eben will Leonhard zornglühend nach dem Spötter greifen, um diesen verdientermaßen zu züchtigen, da dringt aus dem Hausflötz das Geräusch eines gewaltsam geraubten Kusses und gleich darauf ein patschender Schlag.

Ameley, die schöne, dralle Tochter des Rauchlechners, trippelt heraus und ihr folgt, sich die geschlagene Wange haltend, Junker Hartwig, der in die Ecke versinken möchte beim Anblick des zu äußerster Wuth entrüsteten Oheims und der erschrocken stammelt:

„Alle guten Geister, der Oheim!“

Leonhard ruft zornig: „Du hier bei diesen Leuten? Und Du belästigst Bauerndirnen. Bei Gott, das sollst Du büßen. Her zu Mir und rede die Wahrheit, Hartwig: Hast Du Kenntniß, daß in diesem Hause ein Wildfrevler sich verbirgt?“

Ueber diese plötzliche Ablenkung und Frage verwundert, erwidert Hartwig, daß ihm davon nichts bekannt sei.

„Du mußtest doch das Eintreten des Flüchtlings vernehmen?“

„Verzeiht, edler Oheim! Ich — ich war mit Ameley in der Stube und in diese ist der Frevler nicht gekommen,“ bringt Hartwig zaghaft vor.

„Also blind und taub im Gegirre! Hinter dicken Mauern wird Dir derlei schon vergehen. Hilf Mir jetzt das Haus durchsuchen. Ein hierher geflüchteter Wildfrevler hat Mir einen Steinbock geraubt und ist in dieses Haus geflohen. Ihn will Ich haben lebendig oder todt!“

Bei diesen Worten ist sowohl der Bauer wie Ameley bleich geworden; scheu blicken beide auf die hohe Gestalt des Mönches, der doch mehr denn ein Bettelmönch zu sein scheint.

In dieser Muthmaßung bestärkt sie die demüthig unterwürfige Haltung des Junkers, die grell gegen sein früheres herrisch Wesen und seinen Uebermuth absticht. Der Bauer steckt denn auch klug und verdruckt um und bittet um Verzeihung für sein grobes Auftreten.

Doch Leonhard fordert barsch die Auslieferung des Frevlers.

Da wirft sich Ameley zu seinen Füßen nieder und fleht händerringend um Erbarmen für den Martl.

Ein Schrei der Wuth dringt aus des Rauchlechner's schwer athmender Brust, zornig hebt er den Arm, wie wenn er auf die vor dem Mönch knieende Tochter einschlagen wollte. Was der Bauer insgeheim befürchtete, durch die Verzweiflung Ameley's ist es kund geworden: seine Tochter liebt den Sohn seines Todfeindes, den Martl von Sinnlehen, der zum Wildfrevler geworden ist und Verderben bringt über Rauchlechnerischen.

Auch Leonhard ist überrascht; das Flehen um Gnade in wahrhaftiger Verzweiflung gibt ihm die Gewähr, daß er recht gesehen, daß der verfolgte Frevler wirklich Zuflucht gesucht im Gehöft.

Und Junker Hartwig erkennt allmählig, daß er die überflüssigste Person allda ist, daß er eine lächerlich jämmerliche Rolle gespielt.

Die schöne Ameley liebt einen Gebirgler, darum wies sie seine Minnewerbung so handgreiflich zurück. Glühende Scham erfüllt den Junker, der so wenig Glück hat beim weiblichen Geschlecht und diesmal schwere Ahndung seiner Tändelei gewärtigen muß.

So sehr des Junkers jungfeuriges Herz gekränkt ist durch den Schlag Ameley's, des Mädchens Verzweiflung rührt ihn, er empfindet tiefes Mitleid, denn Hartwig weiß nur zu gut, welch' gräßliches Schicksal dem Wildfrevler droht.

Und rührend, erschütternd ist der Verzweiflungsausbruch des schönen Mädchens, das in seiner Herzensangst das Geheimniß

seiner Liebe preisgibt und durch herzinniges Flehen hofft, den Geliebten retten zu können.

„Nimm mein Leben, Herr, doch schone seines,“ bittet Ameley und umklammert Leonhard's Füße auf's Neue.

Der Bauer aber stürzt nun, sinnlos vor Wuth, auf sein Kind und schlägt mit geballten Fäusten auf die knieende Ameley los, sie eine Schanddirne heißend und verfluchend.

Leonhard stößt ihn zurück und legt schützend seine linke Hand auf Ameley's rothblondes Haar.

Ernst verweiset er dem Bauer jegliche Mißhandlung der Tochter in seiner Gegenwart. Der Rauchlechner hätte sein Kind früher besser hüten sollen, jetzt ist es zu alt, um geschlagen zu werden.

„Mein ungerathen Kind prügle ich, wann ich will,“ brüllt grob der Bauer.

„Nun ist's genug. Fort mit Euch. Schafft mir den Frevler herbei, auf daß Ich Gericht halte,“ befiehlt Leonhard.

Im selben Augenblick tauchen am Hügelrand Trabanten und Wallknechte auf, die beim Ansichtigwerden des Gebieters in eiligen Lauf sich setzen und auf einen Wink das Gehöft umstellen, wozu sie vom unten liegenden Gejaidmeister Anleitung schon empfingen.

Ameley liegt noch immer schluchzend, von entsetzlicher Angst gefoltert, zu des Kirchenfürsten Füßen; beim Nahen der Knechte fleht das Mädchen abermals in Verzweiflung um Gnade.

Hartwig fühlt, daß helle Zähren ihm über die Wangen rieseln; vergessen ist der Schlag und die ihm zugefügte Unbill, das Mitleid zwingt ihn nieder, er kniet vor dem Oheim und bittet gleichfalls um Gnade, während der Rauchlechner wilderregt Ameley wegreißt und wie besessen brüllt:

„Hinweg mit Dir, laß' das Geflenn!“

Das Mädchen wegreißend, wendet er sich zu den Knechten mit den Worten: „Den Lumpen sucht Euch selber!“

Leonhard gibt durch einen Wink das Zeichen zur Hausdurchsuchung und ermahnt Hartwig, sich zu erheben. Seine kniefällige Bitte zeige zwar ein weichfühlendes Herz, aber sie sei an einen Unwürdigen verschwendet. Der Frevel müsse

bestraft

werden, der Dieb verdiene keine Gnade. Und die Dirnen müsse Hartwig fürder in Ruhe lassen.

Beschämt durch das milde Wort des Oheims erhebt sich der Junker, hascht nach der rechten Hand des Erzbischofs und küßt selbe ehrerbietig.

Im selben Augenblick schwirrt ein Pfeil surrend durch die Luft und prallt an der Brust des Kirchenfürsten ab.

Entsetzen erfaßt die Knechte, wirres Geschrei ertönt, einige Trabanten stürzen auf Leonhard zu, Hartwig ruft schreckerfüllt, ob der Oheim verwundet sei und betastet dessen mächtige Brust. Andere suchen mit den Augen nach dem Meuchlerschützen, der in einer Dachlucke eben sich anschickt, einen zweiten Pfeil zu entsenden.

Wuthentbrannt stürzen die Knechte in das Haus, Hartwig zerrt instinktiv den Oheim aus dem Geschoßbereich und Leonhard tritt selbst mit hastigen Schritten dem Hause zu, die Hand auf die Brust legend.

Ein wehmüthig Lächeln liegt auf seinen herb zusammengepreßten Lippen.

Mild beruhigt er den besorgten Neffen und streicht liebevoll mit der ringgeschmückten Rechten den Habit, dessen Dichte ihn zum zweiten Male geschützt.

Leise flüstert Leonhard vor sich hin: „Hab' Dank, Du treues Kleid. Dank Dir, Sankt Augustin. Ist auch hart Deine Regel, ist schwer auch Dein Gewand, Du bist Mir Schirm und Schutz!“

Lärm und Gepolter kündet, daß die Knechte den Meuchelschützen und Wildfrevler gefunden und überwältigt haben. Mit Stricken gebunden, wird dieser herunter und vor das Haus gebracht, wo der Rauchlechner noch steht mit der fassungslosen Ameley, beide schier zu Stein erstarrt vor Schrecken über die unselige That des Sinnhuber Martl's.

Wie der Bursch aus dem Hause gezerrt wird, zuckt Ameley zusammen, Todtenblässe fliegt über ihr Gesicht.

Düster ernst blickt Leonhard auf den stämmigen Burschen, der trotz seiner Fesseln hochaufgerichtet, die Lippen aufeinander gepreßt, herankommt.

Furchtlos blickt er dem Fürsten ins Auge, wilden Trotz zeigt die ganze Gestalt des Burschen, der der Püffe und Schläge der Knechte nicht achtet.

Hartwig bebt am ganzen Körper und stottert heraus: „Unseliger, was hast Du gethan!"

Leonhard winkt den Junker zur Seite und heißt ihn schweigen.

Zum Frevler gewendet, spricht er scharf und hart: „Dein Leben ist verwirkt. Deiner harrt die Blende und das Rad."

Wie gebannt steht die Menge, das furchtbare Urtheil läßt Alle erschauern; es ist, als husche Todesschatten durch das sonnenbeglänzte Gelände.

Ameley starrt mit weit aufgerissenen Augen auf den verlorenen Geliebten, die Lippen geöffnet, stumm.

Auf einen Wink Leonhard's wird still, lautlos der Verurtheilte hinweg geführt, wortlos folgt Leonhard mit Hartwig dem Zuge.

Wie versteinert bleibt der Rauchlechner mit Ameley am Hause stehen.

* * *

Stiller Abendfrieden liegt über dem kleinen Seitenthale, das sich von der kleinen Ortschaft Werfenweng hinanzieht zur felsenumgürteten Bischlingshöhe. Nahe dem Thalschluß steht am murmelnden Bächlein ein Gehöft auf grüner Fläche, die Sinnhub, auch wohl Sinnlehen genannt, ein bischöflich Eigenthum, mit dem der alte Baumgartner zu Lebzeiten belehnt war gegen verschiedene Verpflichtungen und Gestellung des „eisernen Pferdes".

War es in früheren Zeiten, daß auf diese Lehenspflicht vergessen wurde oder lag das Gehöft zu entlegen: niemals zu Lebzeiten des Sinnhubers ward eine Pferdegestellung von ihm verlangt, auch keinerlei Reichniß von ihm gefordert, so daß auch seitens der Lehensleute völlig auf derartige Verpflichtungen vergessen wurde.

Die weltentlegene Einsamkeit, in der das Gehöft gelegen, hat es mit sich gebracht, daß die Sinnhuberischen einsam,

leutscheu für sich lebten, keinerlei Verkehr unterhielten und recht verschlossene Leute wurden, stumm und verschlossen wie die ihr Thälchen umringenden Felsmauern. In der Bergeinsamkeit ist der Sinnhuber Martl aufgewachsen, unter strenger väterlicher Zucht angehalten zu harter Arbeit auf den kargen Feldern wie im Holz, bis es mit Vaters Tod auf einmal anders wurde.

Dem guten alten Mütterchen, der Sinnhuber Theres, blieb der stämmige Martl fürder nicht gefügig, das alte Weiblein hatte keine Macht über den seltsam einsilbigen Jungburschen, der nach Vaters Tod anfing, die harte Bauernarbeit zu vernachlässigen und viel lieber mit der Armbrust in das wildeste Hochgebirge stieg, wo er tagelang verblieb und häufig trotz des Verbotes eine Gams, wohl mitunter einen Feisthirsch herabbrachte zu nächtlicher Stunde.

Auf einem solchen Pirschgang mag es gewesen sein, daß Martl hinüber gekommen ist in das Thälchen, wo das Rauchlehen stand, in dem er die schöne Ameley fand.

Willig gewährte deren Vater Unterstand, als Martl für Kost und Quartier in dunklen Nächten manch' gutes Stück Wildpret entgegengab und den Hof mit Wild versorgte, so daß der Rauchlechner feiner tafeln konnte, als die Burgherren auf Hohenwerfen und es gern glaubte, daß dem Martl das Gejaide über Alles auf der Welt gehe. Wenn der Bursch so tagelang fortblieb, ängstigte sich sein Mütterlein schier zu Tode und sah auch mit Betrübniß, wie es zurückging in der Wirthschaft; die Felder wurden vernachlässigt, das Gras ward manchmal überständig, weil die Sense ihm zu lange fern blieb. Immer geringer ward der Viehstand und auch die Rosse kamen in fremden Besitz.

Jammerte auch das Mütterchen arg, so verstand sich der wortkarge Martl wohl manchmal dazu, es zu trösten durch ein herzlich Wort, daß für ihn das Gejaide über Alles gehe, wie er glückselig sei hoch droben, und daß Mütterlein nur wieder ruhig werden solle, denn heimkommen werde er immer wieder heil und gesund und die Gejaidknechte werden seiner lebendig niemals habhaft werden.

Beglückt über solch herzlich Wort und eine wenn auch nur

flüchtige Liebkosung, beruhigte sich das alte Weiblein immer wieder und vertraute dem Glück wie der körperlichen Geschicklichkeit ihres Martl's.

Diesmal bleibt der Bursch freilich arg lang aus; drei Tage ist er schon fort und Mütterchen leidet schwer unter namenloser Angst und Sorge. Just diesmal ist der Alten so schwer ums Herz, es schwant ihr Unheil und in den wenigen Stunden nächtlichen Schlafes ist ihr im Traum der Martl erschienen, umgeben von Folterknechten.

Mit einem Weheruf erwachte das Mütterlein und mußte sich lange besinnen, ob es Wirklichkeit war oder doch nur ein quälender, beängstigender Traum.

Martl fehlt seit langen Tagen, das ist bittere Wahrheit. So lange ist er noch niemals fern geblieben.

Der dritte Tag geht friedlich zur Rüste; die Sonne ist hinter dem Eisfeld des Hochkönigs hinabgesunken, nur die höchsten Zinnen und Zacken der majestätischen Berge erglühen noch in rosigem Licht, indeß die Dämmerung aus der Tiefe steigt und violetter Schimmer die Gelände erfüllt. Von den Triften klingt das Geläute des Weideviehes herab zum Thalboden und in zitternden Tönen verkünden die Glocken vom Kirchthurm zu Pfarrwerfen feierlich und lieblich das Ave.

Das Mütterchen hockt auf der rohgefügten Bank vor dem Hause und faltet andächtig die Hände zum Abendgebet, in das sie ein frumbes Sprüchlein für ihren Sohn einfügt, auf daß der Allmächtige ihn beschütze und heil geleite ins heimathliche Haus.

Ein eiliger Schritt läßt Mütterchen aufhorchen, eine Mannesgestalt kommt hastig auf die Sinnhube zu.

Sollte es Martl sein?

Die altersschwachen Augen vermögen nicht zu erkennen, wer es ist. Martl kann es wohl nicht sein, denn die Gestalt kommt vom Dorfe herein und über Pfarrwerfen hat Martl niemals den Rückweg aus dem Hochgebirg genommen.

Die Alte ist aufgestanden, ein heißes Gefühl entsetzlichster Angst steigt aus ihrem Herzen auf und macht sie wirblig im Kopfe.

Sie trippelt dem fremden Mann entgegen und zuckt bei der rauhen Ansprache zusammen.

„Seid Ihr die Sinnhuberin, dann schafft rasch den „eisernen Gaul" zur Stelle," ruft barsch der Mann und gibt sich als Bote des Erzbischofs von Hohenwerfen zu erkennen.

Die Alte zittert am ganzen Leibe, nur stotternd kann sie bejahen, daß sie die Sinnhuberin ist.

„Dann rasch den Gaul herbei," drängt der Bote.

„Einen Gaul?"

„Ja, nur flink, hussig (schnell). Ich habe Eile!"

„Verzeihet: Seit langem schon, aus Noth, fehlet ein Gaul auf dem Sinnlehen!"

„Was? Die Pest über Euch! Ihr habt die Lehenspflicht, den eisernen Gaul zu stellen, wann immer der Lehensherr ihn fordert! Hussig das Roß gestellt, ich muß auf dessen Rücken fort nach Salzburg."

Die Alte ist rathlos; kaum vermag sie sich dunkel der Verpflichtung, die auf dem Hofe liegt, zu entsinnen. Und einen Gaul kann sie nicht stellen beim besten Willen nicht, weil keiner mehr vorhanden ist.

Der Bote drängt: die Alte müsse eben dann ein Roß borgen von einem anderen Gehöft.

„Ja, ja, aber wo? Wir sind die einzigen Höfler hier im Thale!"

„Dann geht mit, aber hussig, wir müssen im Dorfe draußen ein Roß requiriren. Es zu beschaffen, ist Eure Pflicht. Vorwärts!"

Der Bote eilt voraus, so rasch, daß das alte Weiblein ihm nicht zu folgen vermag und mühsam hinterdrein humpelt.

Mitleidig mäßigt der Mann den raschen Schritt und läßt die Alte herankommen.

Langsamer schreitend, so daß das Weiblein ihm zur Seite bleiben kann, fragt er, ob denn kein Mann mehr auf dem Gehöft sei?

Wehmüthig meint die Alte: „O Gott, schon lange ruht der Sinnhuber im Grabe!"

„Na, und ist kein Sohn da, der nach dem Rechten steht?"

Ein Seufzer dringt aus der eingeschrumpften Brust der Alten. —

„Hm, wie ist mir denn. Hab' doch gehört auf der Burg, daß — — Wie heißt Ihr mit dem eigentlichen Namen?“

„Baumgartner!“

„Hm, Baumgartner Martl, alias Sinnhuber!“

„Was sagt Ihr, Mann? Großer Gott, was ist's mit meinem Sohn.“

„Also doch. Armes Weib, arme Mutter!“

„Um aller Heiligen willen! Ich beschwöre Euch, sagt: Was wißt Ihr von meinem Buben?“

Ein mitleidiger Blick streift das alte, von Sorge und Angst gepeinigte Mütterlein.

Der Bote bringt es nicht über das Herz, der Alten die Wahrheit zu sagen und deutet nur an, daß er gehört hätte, ein gewisser Baumgartner Martl sei als Wildfrevler eingefangen und auf die Burg gebracht worden.

„Großer Gott! Dann ist mein Bub verloren. Sie werden ihn blenden!“

„Hm! Wer wird denn immer gleich das Schlimmste fürchten!“

„Nein, nein! Ich weiß, ich hab's gehört: auf Wildfrevel steht Verlust des Augenlichtes. So ward's verkündet vor wenigen Jahren erst. Mein Gott, der Martl geblendet. Ach, laßt mich sterben, das überlebe ich nicht!“

Mit einem Weheruf stürzt das alte Mütterchen zusammen.

„Armes Weib,“ flüstert der Bote, der weiter muß, denn er hat größte Eile.

Es wird nun, da der „eiserne Gaul“ nicht zu beschaffen ist, wohl der eilige Ritt auf des Kanzlers Gaul gemacht werden müssen.

Und der Mann stürzt fort in eiligem Laufe.

Auf Hohenwerfen herrscht Wirrwarr, es geht drunter und drüber; der Burghauptmann treibt die Knechte durch heftige Zurufe an, alles zur sofortigen Abreise des Landesherrn fertig zu stellen.

Der Wagen wird hervorgezogen, die Pferde werden an-

geschirrt, die Reisigen rüsten sich, ein Scheuern und Putzen überall und Schwertgeklirr.

In seinem Gemach berathet Leonhard sich mit Doktor Mändl über die zu unternehmenden Schritte angesichts der schlimmen Lage in Salzburg.

Der Stadtrichter hat Kunde geschickt durch einen Boten, daß der geschworene Rath beabsichtige, die Stadt der fürstbischöflichen Landeshoheit zu entziehen und reichsunmittelbar zu erklären, daß Aufruhr herrsche, die Bürger mit bewaffneter Faust den Anordnungen des Landeshauptmanns Hans von der Alben widerstehen, die wenigen Fähnlein der bischöflichen Soldtruppen bereits aus der Stadt gejagt seien und Gefahr bestehe, daß bei fremden Zuzug Salzburg für den Erzbischof verloren gehe. —

Die schlimme Kunde ward dem Fürsten, als er vom Gejaide in die fichtenumstandene Burg gekommen war, und sie weckte augenblicklich die Thatkraft, aber auch den Zorn des gewaltthätigen Landesherrn.

Leonhard schrie nach dem Kanzler, befahl Bereitstellung des Gefährtes und rüstete sich selbst zur schleunigsten Abreise nach seiner gefährdeten Stadt.

Flüchtiger Hand unterzeichnet Leonhard die von Mändl fertiggestellten Schriftstücke und diktirt dem Kanzler ein dringlich Schreiben an den Herzog Albert von Bayern-München inhaltlich der Bitte um Entsendung von Truppen gegen Entgelt in jeder Höhe, sowie einen Befehl an den Landeshauptmann, die Fähnlein zu versammeln und mit ihnen die Stadt unter allen Umständen zu halten, bis Hilfe komme.

So hastig diktirt Leonhard, daß Mändl kaum rasch genug nachkritzeln kann, und zornig, mit geballten Fäusten läuft der Erzbischof im Gemach hin und her, manchmal durch Kraftausdrücke seiner Wuth über die ungetreue Stadt Luft machend.

„Hat Er alles niedergeschrieben, Mändl!"

„Zu dienen, hochfürstliche Gnaden. Beide Schreiben sind fertig bis auf die Unterschrift!"

„Geb' Er her!"

Leonhard tritt an den Tisch und setzt unter die Schriftstücke seinen Namen mit markigem Zug.

Scheu und listig zugleich schielt der Kanzler auf seinen Gebieter, gleichsam abwägend, ob ein Einwuf gethan werden kann bei der gefährlichen Stimmung des erregten Fürstbischofs.

Leonhard zischt ein „Schändlich!“ nach dem andern und gelobt dann mit hocherhobenem Arm: „Das tränk' ich euch ein!“ —

Mändl duckt den Kopf nieder, den fürstlichen Arm fürchtet er. Dann aber wagt er die Bemerkung, daß vor der Abreise noch die Angelegenheit des Geld- und Blutsaugers Georg Päck zu entledigen sei.

„Hab' keine Zeit mehr. Wir müssen fort nach Salzburg. Laßt den Kerl über die Grenze schaffen, jagt ihn nach Steyermark!“

„Und was geschieht mit Junker Hartwig?“

„Soll hier bleiben, aber keine Dummheiten machen. He, Burghauptmann: Ist alles bereit? Gebt dem Boten des Kanzlers Gaul, er soll reiten um sein Leben. Hier die Schriftstücke an den Landeshauptmann und an Herzog Albert nach München.“

„Dem Stadtrichter Stahel soll der Bote mündlich mittheilen, daß wir noch in heutiger Nacht eintreffen und daß das Kumpfmühlthor offen gehalten werden solle. Der Stadtrichter soll aber unsere Ankunft geheim halten. Verstanden!“

„Sehr wohl, hochfürstliche Gnaden,“ erwidert der Burghauptmann, übernimmt die Schriftstücke und eilt in den Burghof, um sie nebst mündlicher Anweisung dem Boten zu übergeben. —

Bald darauf kündet Hufschlag, daß der Eilbote auf dem Wege zur Stadt ist.

Doktor Mändl ist nicht böse, daß just sein Roß zum Botendienst genommen wurde. Der Gebieter wird die Reise nach der aufrührerischen Stadt jedenfalls sehr beschleunigen und anhaltend scharfes Reiten behagt der Körperfülle des Kanzlers gar nicht. Jetzt ohne Gaul, wird man ihn wohl auch in den Wagen nehmen und sitzend reist es sich wesentlich besser.

Noch lieber wäre es dem Kanzler freilich, wenn er zunächst

auf Hohenwerfen bleiben könnte, wo es sich bei gutem Wein und stiller Bergeinsamkeit weit behaglicher lebt als in der sturmerfüllten Rebellenstadt. Allein daran ist nicht zu denken, der Kanzler gehört in so stürmischen Zeiten zum Landesherrn wie die Scheide zum Schwert.

Richtig mahnt Leonhard Mändl auch schon, sich reisefertig zu machen.

Kurz und knapp ist der Abschied; Leonhard drückt Hartwig die Hand und legt ihm ans Herz, seiner Gesundheit zu leben und Dummheiten zu unterlassen.

Von den übrigen Burgleuten verabschiedet sich der Erzbischof durch gnädigen Wink vom Wagen aus, die Gäule ziehen an und rasselnd geht es mit unterlegtem Radschuh die Steilstraße hinab zur Reichsstraße zum Paß Lueg.

Betrübt sieht Mändl, der neben dem Gebieter sitzt, zurück auf die im Tannengrün träumende Burg mit ihren herrlichen Kellerschätzen.

Still ist's geworden auf Hohenwerfen; nur im Tann flüstert es geheimnißvoll und geisterhaft seufzt es im Geschröff der Felsriesen. Tief unten rauschen die Wogen der Salzach. Weiß blinkt die kalkhaltige Reichsstraße im Sonnenschein, öde und leer.

Doch nein, ein schwarzer Schatten zieht die Straße entlang, eine weibliche Gestalt, die, je näher sie dem Burgfelsen rückt, desto aufmerksamer die Wälle und Thürme betrachtet, die dräuend herniederblicken.

Am Söller der Zwingburg steht Junker Hartwig und betrachtet die ihn umgebende Bergwildniß, unschlüssig, womit er sich die Langeweile vertreiben soll. Seit der Oheim fort ist mit Gesinde, Troß und Reisigen, ist's still geworden auf der Burg, und diese Ruhezeit haben sich der Burghauptmann wie der Schloßkaplan und Kastellan zu nütze gemacht, indem auch sie der Burg den Rücken kehrten und den Pfleger von Werfen besuchten.

Hartwig ward gar nicht gefragt, ob er an sothanem Besuch und Tagesausflug theilnehmen wolle und so lungert der Junker herum und sinnt auf Abenteuer, die jedoch nicht kommen wollen.

Die weibliche Gestalt auf der Reichsstraße erregt seine Neugierde umsomehr, als selbe richtig durch den Markt Werfen der Burg zu zieht und schließlich, die Veste scharf beäugend, den Fels hinan klettert, also der Burg einen Besuch abstatten will. —

Flink springt Hartwig zum Thürmer und veranlaßt diesen, die Zugbrücke herabzulassen trotz des strengen Verbotes unter Berufung auf Seine fürstliche Gnaden den Oheim. Und just rasselt die Brücke hernieder, als das Mädchen vor dem gähnenden Abgrund steht.

Hartwig erkennt augenblicklich in dem drallen Gebirgsdirndl die hübsche Ameley und ruft ihr zu, hurtig in die Burg zu kommen.

Züchtig grüßt das Mädel den Junker, und für einen Augenblick huscht ein Lächeln über das gramverzehrte, bleiche Gesicht.

„Das ist hübsch von Dir, Ameley, daß Du mich besuchst auf der langweiligen Burg," meint Hartwig und sucht Ameley an der Hüfte an sich zu ziehen.

„Nicht doch, junger Herr," wehrt Ameley ab, und reißt den Junker aus seinem Tändelwahn durch die Frage nach dem armen Martl.

„Der Martl? Ach ja! Du lieber Gott! Auf den haben wir Alle vergessen in dem Trubel."

„Wie sagt Ihr, Junker?"

„Ja, es ist so! Auf den Burschen ist ganz und gar vergessen worden!"

„So lebt er noch?" wagt Ameley zu hoffen.

„Wahrscheinlich lebt er noch in seinem Käfig. Der Kerl hat heidenmäßig Glück. Wäre nicht so schlimme Kunde gekommen, der Bursch hätte seinen Lohn sicher schon empfangen."

„O, edler Junker, seid barmherzig. Laßt mich zu Martl in den Kerker," bittet unter Thränen das Mädchen und faltet die Hände.

„Aber Ameley! Bedenke doch, es ist ein Meuchelmörder, der den Pfeil gerichtet auf den Landesherrn."

„Gott hat des Bischofs Leben beschützt und die Unthat vereitelt. Martl hat in unseliger Verblendung gehandelt. Er

war sich seiner That sicher nicht bewußt. Seid barmherzig, Herr! Laßt Euer junges Herz sprechen für mich. Seid kein Tyrann!"

Hartwig's leicht entzündliche Sinne glühen im Anblick der jungen Dirne und ihrer wogenden Brust, die Lust nach einem Abenteuer beherrscht ihn wieder wie in Salzburg. Uebermüthig, ein unverbesserlicher Sausewind, fragt er nach dem Lohn, wenn er des Mädchens Wunsch erfüllt.

„Was kann ich armes Ding Euch geben. Was kann ich gemeine Dirn Euch sein?" klagt Ameley.

Hartwig wird zudringlicher und fordert einen Kuß, dann wolle er sehen, was sich machen läßt.

Ameley erglüht in holder Scham und läßt es geschehen, daß Hartwig sie umschlingt und an ihren vollen Lippen nascht. Zugleich zieht der Junker die dralle Dirn tiefer in die Burg hinein.

Ameley bettelt: „Nun haltet Wort, edler Junker. Laßt mich zum Gefangenen."

„Ja, so einfach ist das nicht. Ich weiß ja selber noch nicht, in welchem Loch man ihn untergebracht. Auch muß ich erst die Schlüssel suchen. Erleuchte meinen Spürsinn, schöne Ameley, durch einen weiteren Kuß!"

Und abermals holt sich der Sausewind süßen Lohn. Nun aber drängt Ameley.

Doch Hartwig meint, so große Eile habe die Sache nicht. Ohne ihn und dem Zufall, daß Niemand, außer dem Thürmer und den wenigen Dienern, auf der Burg sei, wäre Ameley ja ohnehin gar nicht in die Veste gekommen.

„Wie hast Du denn geglaubt in die Zwingburg zu kommen?" fragt neckend der Junker.

„Mit dem Glauben der Liebe, edler Junker," meint treuherzig Ameley.

„So meinst Du? Und Du hast wohl auch geglaubt, den Frevler noch am Leben anzutreffen?"

Erschrocken fragt Ameley entgegen:

„So lebt er nicht mehr? O Gott! Es kann nicht sein. Er muß am Leben sein, so er das Herzkreuzchen des Steinbocks zu eigen hat."

„Wie sagst Du?“

„Des Herzkreuzchens wegen für mich als Amulet und um der Herzröth für sein altes Mütterlein willen, stieg Martl ja ein ins Hochgebirg.“

„So glaubst Du: ein Herzkreuzel vom Steinbock hat Wunderkraft und erhält das Leben über Gottes Willen hinaus?“

„So glauben wir es herinnen in den Bergen.“

„Hm! Schier sieht es so aus. Auf den Frevler ist vergessen worden, das hat ihm das Leben gerettet. Aber hatte der Martl wohl Zeit, den Bock aufzubrechen? Er ist doch meines Wissens versprengt worden.“

„Großer Gott! Ohne Herzkreuzel ist er verloren.“

Junker Hartwig ist nachdenklich geworden; die Wunderkraft des Steinbockkreuzels beschäftigt ihn mehr als das dralle Bergkind. Wie es wohl wäre, wenn er sich auch so ein Kreuzel holen würde? Ihm kann man doch das Gejaide nicht versagen, als Neffen des Jagdherrn.

Eben läuft ein Diener dem jungen Paare in die Hände, und Hartwig fragt den Knecht, ob er wisse, wo der Kerker des Wildfrevlers sei, den man gestern eingeliefert habe.

Der Knecht lächelt verschmitzt und meint trocken:

„Wenn Ihr, edler Junker, den l e e r e n Kerker besichtigen wollt: der Käfig liegt unterm Thurm — —“

Ein Jubelschrei aus Ameley's Brust und der Ruf Hartwig's: „Das Herzkreuzel“ tönen gleichzeitig zusammen.

Der Knecht aber trollt vergnüglich von dannen; sein Gesicht verräth, daß er über die geglückte Flucht mehr weiß, als er zu sagen beliebt. Und könnte der Junker hören, wie der Knecht vor sich hinflüstert: „Wir Tennenbergler verlassen einander nicht,“ so wäre jeder Zweifel über die Förderer der Flucht behoben.

Aber Hartwig ist ganz von der neuen Idee, sich durch Steinbockkreuzchen das Leben gefeit zu machen, erfüllt und hat für nichts Anderes mehr Interesse.

Schier unwillig weist er Ameley's Drängen, sich durch einen Besuch im Kerker von der Flucht Martl's zu überzeugen, zurück; er erwägt, ob er morgen allein oder mit einem

Gejaidknecht auf die Pirsch gehen solle, denn so ein Herzkreuzel muß er unbedingt, um jeden Preis haben.

Ameley ist behend geworden und hat die alte Schneid' und Thatkraft wieder gefunden; kurz entschlossen läßt das Mädchen den in Gedanken verlorenen Junker stehen und hüpft dem Knecht nach, den Ameley als gebürtigen Abtenauer kennt. —

Hastig flüstert sie diesem im Burghof zu:

„Ist's wahr?"

Der Knecht nickt bejahend und wispert: „Heute Nacht ist er durch, Verrathe aber nichts!"

Wie Flugfeuer ist Ameley hinweggehuscht und den Berg hinunter.

Hartwig aber richtet in seinem Gemach die Armbrust für den morgigen Waidgang zurecht, entschlossen auf gut Glück, Dianen vertrauend, allein zu pirschen auf den edlen Steinbock.

* * *

Wie der Wagen des Erzbischofs durch das Salinenstädtchen Hallein rasselt und sich der bischöflichen Brauerei Kaltenhausen nähert, hegt Doktor Mändl die frumbe Hoffnung, daß der Gebieter halten und sich einen Humpen bischöflichen Bieres reichen lassen werde, wasmaßen der Kanzler mächtigen Durst verspüret.

Der Gebieter aber thut zum Leidwesen nichts dergleichen und sitzt in Gedanken versunken, still im Wagen.

Mändl überlegt, wie er es anstellen solle, Leonhard auf die Braustätte passend und geziemend aufmerksam zu machen.

Plötzlich springt eine Rotte fahrend Volkes, vermummte Gesellen und allerlei Gesindel auf die Straße, fällt den Gäulen in die Zügel, an den beiden Wagenschlägen tauchen wilde Gestalten auf und fordern Gut und Geld unter Messerschwingen.

Vergeblich schlägt der Wagenlenker auf die Gäule ein, die Kerle hängen wie die Kletten an Zügeln und Strängen, unter wüstem Geschrei dringen die Räuber auf die Insassen ein, schon würgen ihrer zwei den auf den Tod erschrockenen Kanzler am

Halse, und ein robuster Geselle sucht von rückwärts den Erzbischof am Nacken zu fassen.

Blitzschnell erhebt sich Leonhard, schüttelt den Angreifer im Rücken ab, faßt den Messerhelden vor sich, wirft ihn mit wuchtiger Faust auf die Bedränger Mändl's, reißt das auf seiner Brust hängende Klosterkreuz von der Kette und stößt mit diesem mit voller Körperkraft auf die Schädel der Banditen los, daß diese theils betäubt zu Boden fallen, theils unter Weherufen von dannen stieben.

Mittlerweile ist der Ueberfall auch von den Brauknechten im nahen Kaltenhausen wahrgenommen worden, die nun mit Bierschlegeln und Knütteln herbeistürzen und sich den Räubern entgegenwerfen. Das Gesindel aber gibt nun eiligst Fersengeld und entschwindet ebenso rasch, wie es vorher aufgetaucht. Mit zitternden Flanken schäumen die Gäule ins Gebiß und drängen vorwärts, so daß der Kutscher sie kaum zu halten vermag.

Doktor Mändl keucht und ringt nach Athem, indeß der Oberknecht den Erzbischof einladet, sich im Bräustübchen vom Schrecken zu erholen.

Doch Leonhard fordert lediglich einige handfeste Knechte, die sich auf den Kutscherbock setzen sollen zu sicherem Geleit, und befiehlt dann die Weiterfahrt, so schnell die Gäule laufen können.

Doktor Mändl knurrt: „Eine schöne Sicherheit auf unserer Reichsstraße. Man ist des Lebens fürwahr nicht mehr sicher. Das kommt von der Streiterei.“

„Was sagt Er da, Mändl? Ich will nicht hoffen, daß Er Meiner Regierung Vorwürfe machen will,“ sagt drohend Leonhard scharfen Tones.

Der Kanzler senkt demüthig den dicken Kopf und beeilt sich, seinen vorigen und unüberlegten Worten eine mildere Deutung zu geben, um den Gebieter wieder zu beruhigen.

In rascher Fahrt geht es nun im Abenddunkel den Stadtmauern Salzburgs zu, hinter welchen kriegerischer Lärm ertönet.

Am Kumpfmühlerthore harret Stadtrichter Stahel des Fürsten und bemüht sich in wohlgedrechselter Rede Seine fürstliche Gnaden geziemendst zu begrüßen.

Doch Leonhard unterbricht den holprigen Redefluß durch die barsche Frage:

„Was soll der Lärm in der Stadt? Ist's offener Aufruhr?“ und entsteigt der Karosse.

„Es ist, Euer hochfürstliche Gnaden aufzuwarten, bereits Rebellion!“

„Hat Er alles besorgt? Ist der Bote an den Herzog fort? Hat der Alben die Fähnlein in die Stadt zurückgebracht? Ist eine offene Erklärung der Reichsunmittelbarkeit schon erfolgt? Red' Er, die Zeit drängt!“

Der dürre Stahel erschauert unter der Wucht dieser zornigen Fragen, und stottert die Lüge, daß alles pünktlichst besorgt sei.

„Geleite Er Mich zur Residenz. Mändl, nehme Er die Knechte mit hinterdrein. Der Wagen soll auf einem Umweg heimfahren. Vorwärts!“

Die Situation wird bedenklich.

Sogar im ruhigen Kaiviertel stehen Bürger und Gewerbsleute in Waffen starrend zu dichten Rotten auf den Gassen und debattiren erregt über die Uebergriffe des Stadtrichters und Landeshauptmannes sowie über die Abreise Matsperger's, der auch seine Tochter aus der Stadt zu bringen wußte, an den kaiserlichen Hof mit den Beschwerden der Stadt und des geschwornen Rathes.

Beim Ansichtigwerden des Fackeln tragenden, wilderregten Haufens Bewaffneter sucht Stahel den Weg hinter den am Nonnberg gelegenen Häusern zu gewinnen und der Rotte Bewaffneter auszuweichen.

Leonhard merkt diese Absicht, die ihm feige dünkt, doch kann er sich selbst nicht verhehlen, daß die Klugheit ein Ausweichen fordert, wasmaßen sein kleines Gefolge gegen die Bewaffneten nichts ausrichten kann. Die Hünengestalt Leonhard's ist indeß trotz der Dunkelheit erkannt worden, einzelne Bürger machen auf des Erzbischofs Rückkehr aufmerksam, und alsbald umringt der Haufe den Fürsten und die widerstrebenden Kaltenhausener Knechte werden schlankweg niedergeschlagen.

Leonhard steht furchtlos im Kreise der tobenden Bürger, indeß Mändl wie der Stadtrichter Stahel wie Espenlaub

zittern und für ihr Leben bangen. Mit dröhnendem Baß wettert der Erzbischof in den Haufen hinein:

„Was soll das unnütz Blutvergießen? Seid Ihr allsammt toll geworden? Ruhe gebeut Ich, der Landesherr! Der Eisenmeister kommt auf den, der Meinen Leuten ein Haar krümmt. Was treibt Ihr auf den Gassen und rumoret zu nächtlicher Stunde. Stahel, warum schafft Er nicht Ordnung mit seinen Knechten? Wo bleibt die Skart? Die Pest über Euch Anführer!"

„Oho! Gemach, Rüblinger," ertönen schrill und höhnisch Protestrufe aus der Menge.

Und eine Stimme rufet scharf: „Jagt vor allem den Stadtrichter fort, Rübenmann!"

Betroffen blickt beim düsteren Fackelschein der Erzbischof auf den todtenblaß gewordenen Stahel, dem vor Angst die Kniee schlottern.

Ein jäher Argwohn erfaßt Leonhard und sofort beschießt er, kühnen Muthes der verdächtigen Sache auf den Grund zu gehen.

„Was ist's mit dem Stadtrichter? Wessen zeiht man ihn? Heraus mit der Sprache. Ich, der Fürst, will alles wissen und richten zwischen Euch und dem Richter. Heraus mit dem Wort, gebeut' Ich!"

Scharf um sich blickend, mustert Leonhard die murrende Menge seiner rebellirenden Unterthanen, die sich aber durch scharfe Worte nicht mehr einschüchtern läßt.

Mit einer mächtigen Hellebarde in der Faust und eine Sturmhaube auf dem Kopf tritt eine Gestalt vor den Erzbischof, bei deren Anblick Leonhard verwundert ruft:

„Wie, Er, der geschworne Hingeber (Gerichtsschätzer), ein Organ des Stadtrichters selbst, erkühnt sich aufzutreten gegen seinen Herrn und Meister?"

„Ja, deß erkühne ich mich zu Recht und mit Absicht. Wissen wir doch am besten, wessen sich Stahel schuldig gemacht an der armen Stadt. Ich klage den Stadtrichter andurch vor Euer fürstliche Gnaden an der Mißhandlung und gefänglichen Einziehung zween Bürger gegen alles Recht, der Einsperrung des städtischen Amtsmannes zu unterst in den Thurm, Abnahme

des städtischen Schlosses und eigenmächtiger Anhängung eines anderen Schlosses.“

„Ich klage namens der ganzen Stadt den Richter an der Betreuung des Richterknechtes Sigmund mit nächtlichem Ueberfall des Matsperger'schen Hauses und geplanten Raubes der Rathsherrntochter.“

„Wie, was?“ unterbricht zornglühend der Fürst den Redner.

„Ja, so und nicht anders ist es. Rauben wollte Stahel Diemudis, des Matsperger's Tochter, als Geisel. Und als der schändliche Ueberfall mißlungen, beschützte Stahel gar noch seinen Richtersknecht, der sich erfrechte, in offenem Weinhaus in Gegenwart etzlicher Bürger zu reden:

„Ir werdet eine sach üben, das feuerflammen vff den tachern gesehen werden, die henndt ob dem Kopfe zusammenschlagen, wer sie dann noch hiett (hätte).“

Zu beschuldigen ist der Stadtrichter ferners ehrenrühriger Aeußerungen über gemaine Stadt, schändlicher Handelsschaften, Betruges und Vergewaltigung ehrsamer Bürger. Ist es so?“

„Es ist so,“ tönt es im unheimlichen Chorus.

Leonhard faßt scharf den Stadtrichter, der nebst Ilsung und Mändl seine Vertrauensperson gewesen, ins Auge, und beim Anblick der schlotternden Jammergestalt will der Fürst schier an die Wahrheit der Anklagen aus dem Volk heraus glauben.

Dieser Gefahr vorbeugend, ruft nun der Kanzler, dessen scharfes Ohr das taktmäßige Marschtempo anrückender Truppen vernommen, in die aufhorchende Menge hinein:

„Lug und Trug ist's! Rebellen seid Ihr, die an den höchsten Galgen gehören!“

„Hoho! Schlagt den dicken Pfaffen todt. Hängt ihn. An den Baum mit ihm. Hängt den Judas Stahel dazu,“ gröhlt und johlt die erbitterte Menge, Waffen werden gehoben, Arme greifen nach Mändl und Stahel, man schickt sich an, beide zu lynchen, und selbst dem Fürsten werden Hellebarden und Morgensterne unter die Nase gehalten.

Die Lage wird von Minute zu Minute gefährlicher, es kann zu einem Blutbad kommen, zu einer Metzelei, sobald die

tolle Menge noch weiter aufgestachelt wird. Schon toben und hetzen die Weiber, die Masse kommt in Bewegung, man drängt, drückt und stößt unter Pfiffen und Geschrei.

Leonhard erkennt die schwere Gefahr und sucht seinen Groll und Zorn zu meistern, da ein einzig unbedachtes Wort die Rotte zum Dreinschlagen veranlassen kann. Er schluckt auch den Tadel für den Stadtrichter hinunter, der ihm durch Unterlassung des Geleites diese Ueberrumpelung eingebrockt hat. Die meisten der Anführer um Kopflänge überragend, kann Leonhard, soweit die Dunkelheit es gestattet, über die Menge hinweg blicken.

Kaum erkennt der bedrängte, eingekeilte Fürst das Fähnlein des Landeshauptmannes, so ruft er mächtig:

„Hierher, Hans von der Alben! Sturmschritt, Marsch! Ich Leonhard von Keutschach, befehle es!“

Herr von der Alben stutzt, doch er kennt die Stimme des Erzbischofs und beim Fackelschein ist unschwer wahrzunehmen, daß die Rebellen wirklich Jemanden bedrohen.

Mit schriller Stimme kommandirt er sein Fähnlein Kriegsknechte zum Angriff und stürmt dem Platz zu mit gezücktem Schwert, ihm nach mit Hurrah seine Knechte.

Kreischend flüchten jetzt die Weiber, der Haufe stiebt auseinander, nur einige Bürger, die mehr aus Neugierde denn Streitsucht zugesehen, werden gefangen genommen.

Fackeln liegen glimmend und qualmend am Boden, der Platz ist von Rebellen geräumt.

Mit gesenktem Schwert meldet sich Hans von der Alben dem Fürsten zur Stelle, indeß die Knechte den Platz nach Flüchtlingen absuchen.

Doktor Mändl seufzt aufathmend ein: „Gott sei Dank!“ und der Stadtrichter macht Miene, sich zu drücken. Leonhard aber befiehlt dem Landeshauptmann, ihm das Geleite zur Residenz zu geben und mit den Knechten dort die Nacht über Wache zu halten.

In raschem Schritt geht's in Begleitung des Fähnleins und der verhafteten Bürger zum bischöflichen Palast; der aus anderen Stadttheilen dringende Kriegslärm, Fackelschein, ein verdächtig Rumoren überall treibt zur Eile.

In der Residenz angekommen, prasselt aber der zurückgehaltene Zorn des Fürsten los, der Stadtrichter wird gerüffelt, daß es eine Art hat, wuthschnaubend kündet Leonhard dem zitternden Stahel die Entlassung an, so er die Stadt nicht augenblicklich pacificire und sich reinige von jeglicher Anklage. Hilfesuchend blickt Stahel auf Doktor Mändl, doch dieser zieht es klug und weise vor, sich aus der gefährlichen Nähe des erregten Fürsten zu drücken und läßt seinen Freund im Stich.

Leonhard wendet sich nun zu den mitgeschleppten Bürgern und verschwört sich hoch und theuer: „Strafe und Rache für Jeden, fürchterliche Rache! Ich werde Euch bändigen, in den Staub drücken und sollte mein halbes Bisthum draufgehen. In wenig Tagen werden Euch neue Kriegsknechte Mores lehren. Fort mit Euch. Aus meinen Augen. Und wird bis morgen nicht Ruhe, dann an den Galgen mit Euch. Fort!"

Mit jähem Satz flüchtet der Stadtrichter hinaus, der sein Spiel verloren sieht. Ihm folgt klirrend in Wehr und Waffen der Landeshauptmann.

In widerwärtigster Stimmung bleibt Leonhard im spärlich erleuchteten Saal zurück.

Die Haltung der Bürgerschaft, der heftig entbrannte Streit um Gewohnheitsrechte und kaiserliche Privilegien, der Argwohn gegen den Stadtrichter, der von Matsperger inscenirte Schlag verbunden mit der insgeheimen Befürchtung, daß des Kaisers Majestät sich durch Matsperger's Einfluß auf Seite der ungebärdigen Stadt stellen könnte, das Alles irritirt den Landesherrn schwer, völlig empört ihn aber der zähe Kampf gegen seine Hoheit im Bisthum, die Auflehnung und der Versuch, seine Macht als lästiges Joch abzuschütteln.

Wollte Leonhard seinem augenblicklichen Gefühl nachgeben, müßte er mit rauher Faust die Kriegsfackel entzünden. Zur Herbeiziehung neuer Soldtruppen hat er ja bereits Befehl gegeben; in wenigen Tagen werden diese vor Salzburgs Mauern stehen.

Tobt in ihm das heiße Blut, so regt sich doch auch die bessere Einsicht, daß mit Gewalt und Kriegsgreueln er seine Salzburger unmöglich zu Gehorsam und Liebe wird zwingen können.

Was aber thun? Mit müßigen Händen kann Leonhard doch nicht zusehen, wie die Bürgerschaft ihn seiner Landeshoheit entsetzt. Und auf Mändl ist auch kein rechter Verlaß; der Kanzler hält zu viel auf seines Leibes Wohlfahrt und ist nur im Aktenwege findig.

Sich plötzlich aufraffend, befiehlt Leonhard, ihm noch in heutiger Nacht Ilsung von der Veste zu holen; mit ihm, dem feinen Kopf will er Rathes pflegen, wie aus den Wirrnissen herauszukommen und die Stadt im Banne seiner Hoheit zu halten sei.

* *
*

Im dichten Fichtenwald des Eitzsteinrückens, der sich bis zum Ahornkarkogel, zwischen welchen das kleine Arlthal sich zu imposantem Felsabschluß hinanzieht, erstreckt, konzertiren am jungfrischen Spätsommermorgen die Meisen in emsiger Weise. Hier huscht die schwarzweiße Tannenmeise mit lautem zia—zitzit durch die Zweige, dort suchen die tolleren swarzgelben Kohlmeisen das Geäst nach Insekten ab und schmettern dann ihr einfach zizizi—peh in die frische, schier herbe Morgenluft.

Derb klopft der Zimmermeister des Waldes, der Buntspecht, die Stämme ab, daß es lustig knattert im stillen Revier. Auch die Banditen der Vogelwelt rühren sich; drüben kreischt der scheue Heher sein „gäh—gäh" und über den Tann streicht der nachtschwarze Rabe krächzend.

Auf den Fichtenwipfeln vollführt der plumpe Fichtenkreuzschnabel seine Akrobatenkunststücke nach Papageienart, und seiner rothen Kehle entströmt ein leiseres „gyp, gyp—göp." Auf den weichen, nadelbesäeten Waldboden fallen ab und zu Aestchen und Fichtenzipfel, die das muntere Eichhörnchen abgenagt hat und dann wegwirft, wobei das drollige Wesen neugierig hinunteräugt und dann wieder nach Vogeleiern lüstern auf die Jagd geht.

Herrscht frohes Leben im Tann des Mittelgebirges, um so stiller ist es gegen das Tappenkar zu, wo saftgrüne Matten sich um den kleinen, blaugrünen See ausbreiten, eine würzige, Futter bietende hochalpine Viehweide, welche wuchtige Prallwände

umschließen. Dort liegt die Tappenkaralpe einsam, eine niedere langgestreckte, verwitterte Hütte für die Almwirthschaft nebst einem Unterstand für das Alpvieh bei schlechtem Wetter.

Von der Höhe des Gitzsteinrückens blickt Junker Hartwig hinüber zum Tappenkarsee und höher hinauf in das grauweiße, langgezogene Kar, in dem er Steinwild vermuthet, auf das er, dem vertraulichen Rath des aus der Abtenau stammenden Burgdieners folgend, pirschen will.

Wohl ist der Weg von der Burg bis in dieses Gebiet weit und beschwerlich, doch hat der Junker keinen Einspruch des auf sein Wild eifersüchtigen Gejaidmeisters zu fürchten. Dort drüben im wildzerrissenen Hochgebirg hofft der Junker ungestört so lange jagen zu können, bis er das ersehnte Herzkreuzchen eines Steinwildes erlangt.

Ein solches muß er erbeuten, und wenn er ein Dutzend Böcke in die anderen Jagdgründe hinüber befördern muß. Der Abtenauer wäre gern mitgegangen und hatte sich zum Treiber erboten unter Betonung seiner Erfahrungen im Tennengebirge, das seine Heimath ist.

Hartwig aber lehnt die Begleitung ab, er will zeugenlos sein aus guten Gründen und befürchtet, daß der Abtenauer schwätzen würde.

Zwar hat Hartwig noch nie dieser Jagd gehuldigt und ist gänzlich unerfahren, aber eben deshalb will er unbeobachtet bleiben und verhindern, daß etwaige Mißgriffe dem Gejaidmeister zu Ohren kommen, der sicherlich nichts Eiligeres zu thun haben würde, als einen Rapport an den Onkel=Erzbischof zu schicken, womit das heimliche Jagdvergnügen ein für allemale zu Ende sein würde.

Fremd ist dem Junker das Revier vollkommen; nach dem kleinen Arlthale hat er wohl an der Reichsstraße gefragt, ist aber bald irre gegangen und auf den Kogel gekommen, von dem aus nun ausgeäugt werden solle. Daß ein kleiner See sein Ziel sein muß, weiß Hartwig aus der Schilderung des Dieners; das Weitere muß sich selber finden.

Der Junker hält, auf die Armbrust gestützt, Auslueg; wohin sein Auge blickt, starren ungeheure Zinnen und Sturzwände auf, tief hinten von seltsamen Spitzen und Nadeln

überragt; Eis= und Schneefelder blinken im Sonnenglanze, es ist ein wundersam Glitzern und Flimmern, das schier das trunkene Auge blendet.

Tiefgrün leuchten die Matten und Hänge, die Oede und Unwirthlichkeit der Hochregion mildernd, schwarz steht der Tann, ernst und düster, mitunter durchsetzt von dem freundlicheren Lichtgrün der Lärchen, und unten im Thalgrund mit dem silbernen Schlängelband eines Baches leuchten in tiefen Tinten die Buchen.

Dem blaugrünen See drüben muß also der Junker wohl zusteuern; vom Kogel also herunter, hinab Gott weiß wie tief und drüben hinan, stetig und unverdrossen, so er sein Ziel erreichen will. Gefahr hat es weiter keine, das Wetter ist gut. Atzung enthält die Gejaidtasche, die sich Hartwig fürsichtig vom Abtenauer füllen ließ und ein Nachtlager unter einer Schirmfichte ist aller Uebel schlimmstes nicht für einen jungen, abenteuerlustigen Junker.

Längst ist Mittag vorüber; bleigrau verhüllt ist das Firmament, ein weißlicher Dunst lagert über den Thälern, allmählig schieben sich fahle Wolkenwände zu dichten Ballen zusammen, die eine immer dunkler werdende Färbung annehmen. Finster wird es, schwarz starren die Felsen, kirchenstill ist es unten im Wald wie heroben im Steingebiet und drückende Schwüle liegt über der Wildniß.

Heißer Gluthwind streicht herauf, heiß zum Ersticken und glühende Hitze strahlt das nackte Gestein aus. Von banger Furcht erfüllt hat alles Lebewesen sich geflüchtet, tief unten steht zusammengerottet das Weidevieh blökend unter dem schützenden Dach der Alphütte, den drohenden Sturm erwartend.

Gemsen und Steinwild sind in die Einstände vorstehender Felswände gezogen, Kitze lagern unter Gufeln, behütet von den ängstlich äugenden und sichernden Geißen. Nur einzelne Böcke stehen noch auf Felsnasen und winden mit erhobenem Windfang in den heraufstreichenden Luftstrom.

An einer Thurmwand, hoch über dem lagernden Wild, steht Hartwig hoffnungslos und starrt in die gähnende Tiefe. Der Junker hat den Pfad verfehlt, ist zu weit abgekommen und einem Gemsensteig folgend in das Felslabyrinth gerathen,

in welchem es kein Vorwärts und, wie Hartwig zu seiner Bestürzung merkt, kein Zurück mehr gibt.

Hinunter kann er nicht, außer im todbringenden Sturz, hinauf nicht ohne Flügel. Verstiegen, verloren! Rettungslos verloren, so jung und lebensfreudig.

Wie die Schläfe hämmern. Wie es im Kopfe braust. Glühendheiß ist das nackte Gestein und dennoch fliegt fröstelnder Schauer durch Hartwig's Körper; es zittern die Hände, es schlottern die Kniee. Ein einziger Schritt noch, und das Leben ist verloren.

Hartwig's Auge umflort sich, es flimmert ihm, die Haare sträuben sich aufwärts, die Todesangst treibt seine Augäpfel weit aus den Höhlen, die Wehr entfällt seinen bebenden Händen, sie kollert prasselnd an der Prallwand hinunter und erreicht zerschellt den Geröllboden in dräuender Tiefe.

Zitternd, im Gefühle, daß es den Körper bereits langsam in den Abgrund zieht, klammert sich der Verstiegene mit den Händen ans Gestein. Wie das Blut durch die Adern tobt. Und diese entsetzliche Trockenheit im Hals. Hartwig bringt die aufgequollenen Augen nicht mehr vom dräuenden Abgrund weg. Verloren!

Ein greller, fahlgelber Blitzstrahl erhellt züngelnd die nachtschwarze Finsterniß, ein Knattern im Geschröff, knisternd berstet die getroffene Felsnase, Blöcke und Geröll brechen los und sausen in die Tiefe.

Wüthender Donner rollt hinweg, vielfaches schauriges Echo erweckend in den Bergen. Ein Rauschen dringt herauf, ächzend beugt sich unten der Tann unter den Streichen der Windsbraut, ein Stöhnen, ein Heulen heroben, ein geisterhaftes Wirbeln, es steinelt überall, ein Knattern und Dröhnen.

Hartwig hat die Hände schützend auf den Kopf gelegt, er bebt am ganzen Körper. Wirft der Sturmwind ihn nicht hinab, so erschlägt ihn das abbrechende Gestein.

Ein Schrei der Verzweiflung entringt sich seiner keuchenden Brust, ein herzzereißender Schrei der Todesangst. Der Sturm bricht los mit entfesselter Gewalt, Hagelkörner prasseln herab und schlagen knatternd auf den Fels auf.

Blitz auf Blitz zuckt hernieder, der Donner rollt betäubend, die Elemente sind im Aufruhr, der Himmel will einstürzen, die Erde bersten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Gemsensteig klettert trotz Sturm und Unwetter eine Gestalt hinan mit Todesverachtung, kühn, muthig und gewandt. Es ist der Flüchtling aus der Folterkammer zu Hohenwerfen, der Wildfrevler Martl, der in seinem dürftigen Unterschlupf, einer Gufel oberhalb des Tappenkarsees den Schrei gehört und sich augenblicklich aufgemacht hat, einem Bedrängten im Felsengewirr wo möglich Hilfe zu bringen.

Martl kennt das wilde Terrain, es kann nur auf dem einzigen Steigl in der Wandung Jemand eingestiegen sein, die Prallwände sind sonst zu steil, um einem Menschenfuß Raum zu gewähren. Martl hastet hinauf, ungeachtet des Steinschlags und der auf ihn herniederprasselnden Hagelkörner, keuchend gewinnt er die Höhe, biegt in das Rondell ein, umkriecht die Felsnase und äugt durch die Finsterniß, die durch Blitzschläge ruckweise erhellt wird, auf die Stelle, wo das Steigl endet.

Dort kauert wirklich ein Mensch in Todesangst.

Martl rückt, sich fest an die Wandung pressend, vor, seine Füße prüfen tastend den von Eiskörnern besäeten, glatten Felssteig, seine Hände klammern sich an die Risse und Buckel im Gestein, es geht im Hagelsturm nur langsam vorwärts. Martl brüllt zum Verstiegenen hinüber, daß Hilfe nahe, daß der Mann sich eine kleine Weile noch halten solle.

Hartwig hat den Ruf vernommen und preßt sich mit sinkenden Kräften nochmals an die sturmumtoste Wand. Die Angst steigert sich jetzt, wo Hilfe naht. Wird der Retter noch rechtzeitig kommen?

Einer Ohnmacht nahe, vermag Hartwig sich nicht zu halten, sein Körper geräth ins Rutschen, schon hängt einer seiner Füße vom schmalen Steigl hinab.

Martl erkennt die furchtbare Gefahr, er wagt einen Sprung und erreicht die Stelle, wo der Verunglückte eben absausen will — ein Griff: Martl reißt ihn zurück, doch muß er nun selbst die ganze Kraft aufbieten, um auf dem glitschigen

Steigl zu bleiben. Seine Rufe, aufzustehen und sich an die Wand zu klammern, sind vergeblich, der Verunglückte ist bewußtlos geworden.

Vorgebeugt den Verunglückten am Wamskragen zu halten, ist in dem tobenden Sturm unmöglich; Martl's Körper ist dem Wind zu viel preisgegeben, der Sturm muß ihn hinwegfegen. Es gilt das eigene Leben zu retten.

Und dennoch will der Bursch suchen, den Unbekannten zu bergen aus furchtbarer Noth und Gefahr. Sich an die Wand klammernd mit den zerrissenen, blutenden Händen, schiebt er den Körper des Bewußtlosen mit seinen Füßen hart an die Wand, stellt sich schützend über diesen und läßt nun auf seinen Rücken Hagel, Regen und Steingeröll herniederprasseln.

Noch ein furchtbares Schmettern und Krachen, ein grellblendender Blitz, dann tritt eine Ruhepause ein, die Urkraft des Unwetters hat ausgetobt, der Sturm läßt nach wie der Hagelschlag, doch der Regen hat sich in Schnee verwandelt, es rieselt in dichten Flocken herab, weiß färbt sich der Fels wie Wiesen und Matten.

Martl, noch immer todesmuthig schützend über dem Bewußtlosen stehend, flüstert ein Stoßgebet in höchster Bedrängniß; der Neuschnee in dieser Höhe steigert die Bergungsarbeit zur Unmöglichkeit. Es ist fraglich, ob der wetterharte Bursch sich nun selber und allein retten kann.

Lichter wird es, der Wind verjagt die letzten Wetterwolken, es hört zu schneien auf, milder Sternenglanz leuchtet am Firmament, der Frieden ist zurückgekehrt in die gigantische Natur.

Martl muß das scheidende Licht benützen, wenn das Rettungswerk gelingen soll vor völligem Einbruch der Nacht. Vorsichtig beugt er sich zu dem Bewußtlosen hinab, reibt mit der rechten Hand dessen Schläfen mit Schnee ein, indeß er sich mit der linken Hand an einen Felsbuckel klammert.

Jetzt erst erkennt Martl den Junker, dessen Antlitz durch den ausgestandenen Schrecken, durch die Verzweiflung und Todesangst entstellt ist. Ein Stöhnen gibt Kunde, daß das Bewußtsein zurückgekehrt.

Martl setzt die Reibung fort, gibt etwas Schnee auf die

Lippen Hartwig's und fordert die größte Vorsicht beim Erheben.

Der Junker vermag anfänglich gar nicht zu fassen, wo er sich befindet, er umklammert mit heftiger Bewegung Martl's Beine und bringt diesen in Gefahr, den Boden zu verlieren.

„Langsam, Junker, um Gotteswillen langsam, sonst sind wir beide hin!"

„Rettet mich um Jesuwillen," stammelt Hartwig und richtet sich an Martl's Körper auf. Der gähnende Abgrund macht ihn schwindeln, er zittert, kaum vermag er sich auf den Beinen zu halten.

Nun schiebt Martl sich vorwärts, stützt sich mit der linken Hand an der Wandung, reicht die rechte dem Junker und zieht ihn Schritt für Schritt hinter sich her auf dem bös verschneiten und dadurch noch mehr gefährlichen Pfad, ein Wandern mit dem sicheren Tod vor Augen beim geringsten Fehltritt.

Oft will der verzagte Junker in die Kniee sinken vor Ermattung, doch Martl reißt ihn immer wieder auf und redet ihm zu, die Kräfte aufs Aeußerste anzuspannen. Und zudem steigt die Nacht rasch und schwarz aus der Tiefe auf.

Das entsetzliche Wandrondell ist endlich überwunden, die ärgste Gefahr vorüber. Aber des Junkers Kräfte sind zu Ende, er stürzt ohnmächtig nieder.

Martl, schnell entschlossen, nimmt den Bewußtlosen auf den Rücken und trägt den Junker hinunter auf schwindelndem, verschneitem Pfad, bis er seinen Unterstand erreicht, wo er Hartwig auf das harte Steinlager legt, mit einem Mantel zudeckt und sodann Wiederbelebungsversuche anstellt.

* * *

Der Versuch des Landeshauptmannes Hans von der Alben, die Stadt zu beruhigen, ist trotz des Befehles zur Pacificirung und des Machtgebotes nicht gelungen.

Schlugen die bewaffneten Bürger klugerweise auch nicht direkt auf das nahe dem Fronhof untergebrachte Fähnlein Kriegsknechte ein, so gab es doch alle Augenblicke Reibereien

und Rumor, sobald sich Söldner allein oder in kleiner Anzahl auf den Gassen zeigten.

Der ängstliche Bürgermeister warnte die Bürgerschaft bei jeder Gelegenheit vor offenem Aufruhr, mahnte aber zugleich wachsam zu sein und auf etwa anziehende Truppen zu achten, damit ein Ueberfall verhindert werde.

Immer neue beunruhigende Nachrichten von verschwundenen Bürgern, die verhaftet und eingekerkert wurden, ohne daß ein gerichtliches Verfahren eingeleitet wurde, schürten die Erregung in der Bevölkerung, die in hellen Schaaren im Rathhause erschien und vom kleinen Bürgermeister ein energisches Einschreiten forderte. Der zaghafte Mann fürchtete jedoch den starken Arm des Erzbischofs und vertröstete die Leute auf Matsperger's Rückkehr.

Nur Matsperger, meinte der Bürgermeister, sei die geeignetste Persönlichkeit, Verhandlungen mit der erzbischöflichen Regierung einzuleiten und zu pflegen, wasmaßen just er aus des Kaisers Mund wissen werde, wie sich Friedrich III. zu dem Kampf um das Recht stelle.

Weil nun die Leute, unterstützt von Mitgliedern des Rathes, immer dringlicher wurden, die Weiber der gefangenen Männer zeterten und vom Bürgermeister deren Befreiung verlangten und sich die Lärmscenen Tag für Tag im Rathhause wiederholten, so daß der Bürgermeister eine Gewaltthat der aufgeregten Bürgerschaft befürchtete, so entschloß er sich, den Ausschuß der zwei oberen Stände (Prälaten und Ritter) schriftlich um Rath, Hilfe und Beistand in den Stadtnöthen anzunehmen.

Die Bürger wurden hiervon verständigt und vertröstet; der Bürgermeister aber harrte in banger Sorge auf den Bescheid.

Tage vergingen ohne Antwort; im Volk gährte es, der offene Aufruhr mit Waffen konnte jeden Tag erfolgen. Da erschien Doktor Ilsung im Rathhause und fragte nach dem Bürgermeister, der kaum zu athmen wagte aus Furcht vor einem abschlägigen Bescheid.

Der Gelehrte wies die ehrerbietig geziemende Anrede wie die Bücklinge des Bürgermeisters höflich, doch bestimmt zurück,

und sagte kurz heraus, daß Seine hochfürstliche Gnaden eine Berathung zwischen Ständeausschuß und Bürgerschaft zwar genehmigen wolle, die städtischen Beschwerdeartikel hingegen müssen dem Erzbischof schriftlich übergeben werden und ein mündliches Vorbringen der Beschwerde bleibt verweigert.

Als Berathungstermin sei der Mittich nach unser lieben Frauentag ihrer Geburt bestimmt, wonach sich die Bürgerschaft richten und ihre Delegirten zu entsenden, sonst aber in schuldigem Gehorsam zu verbleiben habe.

Mit einer kurzen Verbeugung entfernte sich Ilsung und ließ den Bürgermeister in arger Verlegenheit zurück. Der Hinweis auf den schuldigen Gehorsam läßt nur zu gut erkennen, welch' unbeugsamen Sinnes der Fürst ist.

Die Bürgerschaft jetzt aber noch im Zaume zu halten und zur gehorsamen Unterwerfung aufzufordern, das ist ein vergebliches Unterfangen, welches unter Umständen das Leben des Bürgermeisters gefährden könnte. Immerhin muß aber die Berathung stattfinden, die für die Stadt das letzte Mittel zur Erreichung einer Verständigung darstellt.

Und der Tag Maria Geburt kam heran.

Die Schwalben rüsteten zur Abreise aus den herbstlich gewordenen Gefilden, in vollen Tinten prangt der Wald an den Bergesgehängen, gelb und roth glühen die Büsche, Nebelschwaden durchziehen Morgens und Abends die Auen wie die unteren am Wasser gelegenen Stadttheile.

Im düsteren Rathhaussaale versammelten sich des Morgens um zehn Uhr die vom Bürgermeister nominirten Delegirten sowie ein Theil des geschworenen Rathes und harrte man des Erscheinens der Prälaten und Ritter in banger Erwartung.

Viertelstunde um Viertelstunde verann, Niemand kam.

Schon geht ein Flüstern durch die Versammlung, das sich zum Murren der Enttäuschung steigert; mancher Rathsherr äußert unverhohlen seine Entrüstung über die rücksichtslose Art, wie man mit der Stadt und ihrer Bürgerschaft umspringt.

Aengstlich bittet der nun selber rathlose Bürgermeister Ruhe zu wahren, es könne sich der Ausschuß verspätet haben und hohe Herren pflegten nicht zu rennen.

„Pünktlichkeit ist Höflichkeit,“ ruft Rath Fröschlmoser dazwischen und gibt damit das Zeichen zu lauter Unterhaltung. Bald schwirrt Rede und Gegenrede durcheinander, man schimpft und tobt wirr durcheinander, alle Ordnung ist aufgehoben, der Bürgermeister schwingt vergeblich die Schelle, es kümmert sich Niemand mehr um ihn.

Da plötzlich öffnet sich die Saalthüre, und würdevoll gravitätisch schreitet der Prälat vom Stift Sankt Peter herein, bei dessen Anblick die Versammlung augenblicklich verstummt.

Also doch! Einer ist gekommen, aber auch nur einer!

Der Bürgermeister beeilt sich, den Prälaten zu den Stühlen, die für die Ausschußherren bestimmt sind, zu geleiten und gibt dem Dank für das gnädige Erscheinen Ausdruck, zugleich fragend, ob nun die übrigen Herren bald nachkommen werden.

Der Prälat bleibt vor seinem Stuhle stehen, beschaut sich scharf die Versammlung und hebt zu sprechen an:

„Wir können beginnen! Ich komme im Namen des Ständeausschusses und bin befugt, Bürger und Rathsherren anzuhören mit ihren Klagen. Was da vorgebracht werden wird, ist unschwer zu errathen und hohem Ausschuß männiglich bekannt, weshalb dieser auch vorgezogen hat, sich durch mich vertreten zu lassen. Ich bin andurch bereit zu hören!“

Nach diesen Worten setzt sich der Prälat in seinen Stuhl und verschränkt die Arme auf der mit dem Abtkreuz geschmückten Brust.

Lebhafte Zischlaute und Gemurmel künden Enttäuschung, Zorn und Unwillen in der Versammlung.

Gedrückten Tones bittet der Bürgermeister um Ruhe, und fordert Rath Fröschlmoser auf, im Namen der Stadt die Beschwerden vorzubringen.

Stolz und selbstbewußt erhebt sich der Kaufherr und legt mit Schärfe und schlecht verhehltem Grimm los:

„Würde ein Kaufherr mit seinen Kunden verfahren, wie es von oben mit unserer Stadt beliebet wird, der Kaufherr wäre die Kunden in Bälde los. Es wird sich zeigen, ob der Fürst nicht der Unterthanen ledig wird, anso er weiter erfahret, und beuget altes Recht, Privilegium und Gewohnheit. Unter

seiner Regierung sind die Straßen unsicher geworden, durch seine Schuld wimmelt es von schädlich Leuten, die von der Stadt gefangen gesetzt, durch fürstliches Gebot und Zwang aber wieder freigelassen werden. Steuert der Bürger Zerfahrniß und Unordnung, wird ihm sothanes redlich Beginnen vom Fürsten verboten. Unrecht, Zwang und Gewalt herrscht auf allen Gebieten, und dagegen verwahren wir uns. Wir verlangen Respektirung unseres verbrieften Rechtes, Zurücknahme des Geheirathungsverbotes, Aufhebung ungerechten Ungeldes — —“

„Haltet ein,“ ruft der Prälat und erhebt sich. „Was Ihr da vorbringt, kann zu erledigen nicht Sache des Ständeausschusses sein.“

„Es muß aber gesagt werden, auf daß es durch Euren Mund dem Fürsten zur Kenntniß gebracht wird. Wir haben keinen andern Weg zu seinem Ohr, das ist betrübend genug. Nirgend finden wir Hilfe, die Zustände können nicht fürder andauern, also müssen wir auf Wege denken, wie es bei altem Herkommen und städtischer Freiheit noch länger verbleiben möge, der Freiheit, welche von dem römischen Kaiser und König begabt und gefreit, und auch von den Fürsten zu Salzburg von einem nach dem andern belassen worden ist. Das hat sich vor Zeiten auch begeben, wir verlangen nichts Neues. Gibt uns der Keutschacher nicht den Frieden, so verschaffen wir ihn uns selbst. Dixi!“

„Bravo!“ ruft die Versammlung.

Der Prälat ist roth im Gesicht geworden, der scharfe Ton in Fröschlmoser's Rede behagt ihm wenig, doch mäßigt sich der Abt in seiner Antwort, die dahin lautet:

„Es wird zu erwägen sein, ob nicht eine Versammlung aller drei Stände mit ebenso viel Vertretern des Landesherrn eine Lösung der Frage herbeiführen könnte. Doch müsse heute schon mit allem Nachdruck gesagt werden und die Herren wollen sich fürder das vor Augen halten: Unser gnädigster Fürst ist das Haupt, und wir als seine Unterthanen sind die Glieder, und wo das Haupt mit den Gliedern, oder die Glieder mit dem Haupt in Irrung oder Widerwillen ist, führet dies eine Zerrüttung für Landleute und Stift herbei. Eine solche Sache und

Handel sei zur Vermeidung mehreren Unrathes und Kosten gut im Haus zu behalten.“

Mit dem Kopfe nickend, grüßt der Abt die Versammlung, und entfernt sich würdevoll aus dem Saal.

Kaum schließt sich hinter dem Prälaten die Thüre, donnert Fröschlmoser los:

„Nun ist's am Ende. Am Narrenseile führen sie uns herum. Ich schlage vor, wir warten nur noch auf Matsperger's Rückkehr, dann machen wir dem greulichen Zustand ein Ende! Wer dafür ist, erhebe die Hand!“

Bis auf den Bürgermeister streckt Alles die rechte Hand empor.

Dessen Zurückhaltung fällt augenblicklich auf, und wild dringen Bürger und Räthe auf ihn ein und nennen ihn einen Verräther, der nicht mehr würdig sei, Bürgermeister zu sein.

Und der Bürgermeister weicht erschreckt zurück vor den ihm entgegengehaltenen geballten Fäusten und schreit:

„Ich demissionire! Wählt einen Andern!“

Unter Lärm und Gepolter nimmt die Versammlung die Amtsniederlegung an. Fröschlmoser wird beauftragt, provisorisch bis zu Matsperger's Rückkehr die Stadt zu vertreten, dann eilen die Herren und Bürger aus dem Saal, um die Kunde von der vergeblichen Berathung in weitere Kreise zu tragen.

Trommelwirbel und Hornrufe tönen durch die Gassen, bewaffnetes Volk drängt nach den Thoren, Jung und Alt lärmt und heult, daß feindliche Schaaren im Anzug seien. Eben tritt Rath Fröschlmoser aus dem Rathhaus und hört diese Kunde, die ihn veranlaßt, durch Stadtknechte sämmtliche Thore sperren und durch bewaffnete Bürger besetzen zu lassen.

Im Handumdrehen hat sich die Stadt in ein Kriegsheer verwandelt, es starren die Bürger und Handwerker in Waffen und halten Thurmdienst, die bischöflichen Thurner sind verjagt, und die Trabanten, welche die Wiederbesetzung der Stadtthürme mit bischöflichen Leuten erzwingen wollten, blutig zurückgeschlagen worden.

Immer kriegerischer wird die Stimmung im Volk; der Landeshauptmann wagt es nicht mehr, mit seinem Fähnlein den Fronhof zu verlassen und sich mit den Hilfstruppen in

Verbindung zu setzen. Die Söldnerschaaren lagern in der Nähe der Stadtmauern und verschaffen sich durch Raub die nöthige Atzung aus den benachbarten Dörfern. Sie warten nur auf den Befehl, die Stadt zu stürmen.

Im Fronhof wird unter Leonhard's Vorsitz Kriegsrath gehalten; Mändl ist für ein entscheidendes Vorgehen, Ilsung hingegen warnt vor einem Gewaltstreich.

Hans von der Alben stimmt als Krieger für eine endgiltige Unterjochung der rebellischen Stadt mit Waffengewalt.

Angesichts dieser Haltung seiner Vertrauensmänner ist Erzbischof unschlüssig; sein Naturell drängt freilich zur Gewalt, doch hält er viel, sehr viel auf Ilsung's Klugheit, die sich bewährte in vielen Fällen. Ob es in der That nicht klüger sein wird, einen Bürgerkrieg zu vermeiden? Fließt Blut, dann sind die Folgen unberechenbar.

Ilsung deutet auch auf den Kaiser, der sicherlich eine blutige Vergewaltigung der auf ihre kaiserlichen Privilegien pochenden Stadt übel nehmen und sich in die salzburgische Landesangelegenheit einmischen wird.

Damit würde aber lediglich das Gegentheil dessen erzielt, was der Fürst erreichen will: die völlige Unterjochung der Stadt unter die bischöfliche Landeshoheit. Die Salzburger mit fremden Truppen niederzuwerfen, an Gut und Leben zu strafen, die Stadt mit Feuer und Schwert zu züchtigen, liegt denn doch zu wenig vor; es ist ein Kampf um alte Rechte, und was dabei mitunterlaufen, sind doch eigentlich Kleinigkeiten.

Selbst die verrathene Absicht, sich reichsunmittelbar zu erklären, ist so lange nicht mit Gewalt und Krieg zu strafen, als sie nicht ausgeführt ist, und ein offizieller Rathsbeschuß nicht vorliegt.

Aus allen diesen Erwägungen proponiret Doktor Ilsung im Kriegsrath, daß Seine fürstliche Gnaden die herbeigerufenen Söldnerschaaren wieder fortschicken, der Salzburger sich aber statt mit Gewalt mit List bemächtigen solle.

Sinnend wiegt Leonhard das mächtige Haupt; der Rath Ilsung's deucht ihm klug, sehr fein zu sein. Es wird zu erwägen sein, wie der Rath in die That umgesetzt werden könne.

Leonhard erhebt sich vom Stuhle und ertheilt Hans von der Alben Befehl, den Feldhauptmann der fremden Truppen zum Rückzug zu veranlassen. Der Sold werde auf spezielle Anweisung von der Salinenkasse zu Hallein ausbezahlt werden, wohin sich der Feldhauptmann begeben wolle.

Hans von der Alben verbeugt sich mit schlecht verhehltem Grimme; ihm wäre ein frisches Dreinschlagen lieber gewesen. Er verläßt den Fronhof, um den Befehl auszuführen.

Im Rath stellt Leonhard zur Erwägung, wie der Streit zu beendigen wäre, und Ilsung räth, die große Masse des Volkes völlig aus dem Spiel zu lassen. Die Wurzel jeglicher Renitenz, die Quelle der Opposition sei immer nur der geschworene Rath, den man fassen müsse, um das große Ziel zu erreichen.

Leonhard horcht erstaunt auf, sein scharfer Geist erfaßt blitzschnell, was Ilsung andeutet, und ein Lächeln huscht über sein Antlitz, indeß von seinen Lippen ein „molto bene" kommt.

In diesem Augenblick stürmt erregt, vom eiligen Lauf erhitzt, Hans von der Alben in den Saal und ruft, jedes Ceremoniell außer Acht lassend:

„Matsperger ist zurückgekehrt und soeben vom Rath zum Bürgermeister proklamirt worden."

„Wie, was?" rufen die Herren und springen von den Stühlen auf.

Auch Leonhard ist erregt, die neue Kunde droht ihm alle halbreifen Pläne zu vernichten.

Er fragt eindringlich:

„Hat Er wohl recht gehört, Alben? Der Kaufherr Matsperger, Hans Matsperger, der heftigste und gefährlichste Gegner Meiner Regierung?"

„Gewiß, hochfürstliche Gnaden! Der gewaltige Unterkäufel Hans Matsperger ist hier und soeben zum Bürgermeister erkieset, als welcher er sogleich Befehl ertheilte, den Stadtrichter Stahel zu verhaften."

„Nun wird es ernst! Auf zur Burg! Alben eile Er hinaus, die Truppen sollen vorerst vor den Stadtmauern bleiben," ruft Leonhard.

„Zu spät, hochfürstliche Gnaden. Eueren Befehl habe ich durch den mir untergekommenen Thürmermeister an den Feldhauptmann gesendet, die Truppen dürften anjetzo bereits abmarschirt sein."

„Schafft Alles hinauf in die Burg. Alben gebe Er uns Geleit mit einem Dutzend Knechte. Kommt Ilsung und Mändl! Dem Matsperger trau' ich nicht und warte des Kommenden lieber in Meiner starken Burg."

Rasch vollzieht sich die so plötzlich angeordnete Uebersiedelung nach der Veste; der dicke Kanzler ist noch nie so flink den steilen Berg hinangeklettert. Die Unruhe seines Gebieters ist auf ihn übergegangen und hat sich in ihm zur hellen Furcht vor einer Gefangenschaft gesteigert.

Leonhard selbst mäßigte das Marschtempo, als die erste Anhöhe erklommen und zu erkennen war, daß die Flucht so ziemlich unbemerkt blieb, wenigstens ist dem Abzug aus der Stadt kein Hinderniß bereitet worden.

Im Rathhause herrscht reges Leben seit der Rückkehr Matsperger's und dessen Proklamation zum Bürgermeister. Der Kaufherr hatte mit Mühe und Noth das Lager der Soldtruppen umkreist und den Zugang zum Mühlenthor gewonnen, wo er zu seiner angenehmen Ueberraschung Bürger aus der Gstädtengasse als Thurmwache vorfand, die sich freudig beeilten, das Thor zu öffnen und den hochansehnlichen Rathsherrn einzulassen.

Alles drängte zu ihm und wollte ihm die Hand schütteln, man beglückwünschte ihn zur glücklichen Heimkehr und gar mancher wünschte geschwind aus Matsperger's Mund zu erfahren, was der Kaiser gesagt, wie dieser sich zur Stadt und zu ihrem Kampf stelle, und ob es gelingen werde, Salzburg reichsunmittelbar zu machen.

Kaum vermochte der Rathsherr sich der Huldigungen wie dem neugierigen Andrängen sich zu erwehren; Matsperger hatte Mühe, seinen aufgeregten Gaul zu beruhigen, und gemahnte die Bürger Platz zu schaffen, auf daß Unglück durch etwaigen Hufschlag vermieden werde.

Alles Weitere werde zur rechten Zeit schon bekannt gegeben, und einstweilen solle, so suchte Matsperger die Leute zu beruhigen, man gute Wacht und Ruhe halten.

Durch die Gstädtengasse zum Gries hinunterreitend, bekam der Kaufherr alsbald Gefolgschaft; alles was Füße hatte, eilte ihm nach, und so dicht folgte ihm Jung und Alt, Männer und Weiber, Kinder und Greise, daß Matsperger's Knecht völlig von seinem Herrn abgedrängt und in der Menge eingekeilt wurde.

Wie Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von Matsperger's Ankunft, die Kunde wirbelte von Mund zu Mund, die Rückkehr ward zum Ereigniß, und allgemein erwartete man nunmehr große Dinge.

Hatte Matsperger beabsichtigt, in aller Stille direkt in sein Heim einzureiten, das ihn jubelnd begrüßende, ihm gleich einem Fürsten huldigende Volk vereitelte dies, und als der Kaufherr in die Nähe des Rathhauses kam, erwarteten ihn die in aller Eile hierher geeilten Rathsherren an der Schwelle und begrüßten ihn mit schallenden Hochrufen, in die das Volk begeistert einstimmte.

Und Rath Fröschlmoser ergriff sofort das Wort zur einer Ansprache, begrüßte den Heimgekehrten im Namen der Stadt und rief Matsperger schlankweg zum Bürgermeister aus.

Jubelnd war diese Proklamation aufgenommen, alles schrie: „Hoch Bürgermeister Matsperger!“ und umringte den Rathsherrn in freudigster Begeisterung.

Bewegt sah Matsperger auf die Menge herab, grüßte durch Händewinken und dankte für die ihm gewordene Ehrung unter dem Gelöbniß, treu zur Stadt stehen zu wollen im harten Kampf um Recht und Gewohnheit, im Kampf und, so Gott es wolle, auch im Sieg!

Mit brausendem Jubel ward diese Angelobung aufgenommen und im feierlichen Zuge geleitete die Menge, voran die Rathsherren, den neuen Bürgermeister unter Hochrufen zu seinem Hause in der Judengasse, wo sich die Ovation beim Absteigen vom Pferde wiederholte und das dicht zusammengedrängte Volk ein Hoch auf die ganze Familie Matsperger ausbrachte.

Nur flüchtig begrüßte Matsperger seine Ehefrau, theilte ihr mit, daß Diemudis glücklich zu Verwandten in Görz gebracht sei, wo sie auf die Eltern warte bis zur Trauung in Venedig, und eilte dann, noch in den Reisekleidern steckend,

sofort auf das Rathhaus, um dem geschworenen Rath Bericht zu erstatten über seine Mission am kaiserlichen Hof und den Eid als Bürgermeister zu leisten.

Wer's im Volk geglaubt, daß unmittelbar nach Matsperger's Rückkehr und Erkürung zum Stadtoberhaupt werde losgeschlagen werden, um die Stadt von der Hoheit des Erzbischofes zu befreien, der sah sich getäuscht.

Man harrte Tag für Tag in großer Spannung einer Aufforderung, den Fronhof zu stürmen und die bischöflichen Beamten und Diener zu verjagen, doch es erfolgte nichts dergleichen.

Die Rathsherren blieben auffallend schweigsam und ließen über den Verlauf der Mission Matsperger's am kaiserlichen Hoflager nichts verlauten. Dazu hatten sie freilich ihre guten Gründe, denn des Kaisers Räthe hatten eine Reichsunmittelbarkeitserklärung für unpassend erklärt und gerathen, den Kampf um die Privilegien und das alte Stadtrecht zähe, doch ohne Rebellion und Blutvergießen fortzusetzen.

Bei der nächsten Zusammenkunft würde des Kaisers Majestät dann schon besondere Rücksprache pflegen mit dem Erzbischof und Stiftsherrn. Daß man bei solchem Bescheid die Landeshoheit, für die sich auch die bayerischen Herzöge lebhaft interessiren, nicht mit dem Feuer und Schwert untergraben kann, leuchtete den Rathsherren ein, und sie stimmten dem Vorschlage Matsperger's zu, vorerst im schriftlichen Wege sich mit dem Keutschacher auseinanderzusetzen.

Allein schon auf das erste Memorandum ließ Leonhard antworten, daß er bedingungslosen Gehorsam zur Prämisse verlangen müsse und nicht eher sich auf Verhandlungen einlassen wolle.

Und auf diese Zuschrift antwortete der Bürgermeister scharf und spitzig, daß nunmehr die Stadt mit der brüllenden Burg nichts weiter zu verhandeln habe und auf ihren Rechten fester denn je bestände.

So kam der Winter ins Land und trotz Schnee und Eis herrschte eine unheimliche Schwüle politischer Spannung in der Stadt, die zu einer Entladung führen muß, zumal der Rath

auch kurzer Hand den mißliebigen Richter Stahel verwiesen und davongejagt hat.

Inmitten der politischen Wirren ist Leonhard der Neffe völlig aus dem Gedächtniß gekommen; erst ein Rapport des bischöflichen Gejaidmeisters zu Hohenwerfen über den Vorfall am Tappenkar und die Rettung des Junkers durch den entflohenen Wildfrevler nebst der Anfrage, ob das Sinnlehen jetzt wohl neu vergeben werden solle, brachte dem Erzbischof Hartwig wieder in Erinnerung.

Scharf inquirirte Leonhard den persönlich auf Hohensalzburg erschienenen Gejaidmeister nach den näheren Umständen des Vorfalles und fragte des Besonderen, ob der Frevler jetzt wohl in sicherem Gewahrsam sei, um für den Frevel seine Strafe zu erwarten.

Die kurze Verneinung dieser Frage verblüffte Leonhard und hastig fragte der Erzbischof entgegen, warum der Frevler nicht gefangen gesetzt sei.

Der Gejaidmeister aber erklärte: „Hochfürstliche Gnaden wollen bedenken, daß der Junker selbst sich einer Verhaftung seines Retters widersetzte.“

„Wie so das?“

„Als der Bursche den kranken Junker auf seinen Schultern auf die Burg brachte und durch sein Erscheinen sein eigen Leben gefährdete, war es Junker Hartwig, der mir sofort befahl, den Martl frei von dannen gehen zu lassen, denn der verübte Frevel sei getilgt durch mit Todesverachtung bethätigte Lebensrettung.“

„Und als ich Bedenken äußerte, was hiezu wohl hochfürstliche Gnaden sagen würden, daß er, so ich das freie Geleit verweigere, mit Martl denselben Kerker beziehen und mit seinem Lebensretter die gleiche Gefangenschaft theilen wolle. Unter sothanen Umständen ließ ich den Frevler ziehen und übergab den Junker in Pflege des Burghauptmannes.“

Leonhard sah den Gejaidmeister lange an und senkte dann das Haupt.

Eine bange Viertelstunde verstrich in tiefem Schweigen.

Dann aber fragte Leonhard: „Wer hatte bislang jenes Sinnlehen inne?“

„Die Mutter des Frevlers Martl, ein altes Weiblein, Wittib, arm und zurückgekommen, da der Sohn eben zu sehr vom Jagdteufel besessen ist.“

„Hat der Frevler gelobt, fürder der unseligen Leidenschaft zu entsagen?“

„Mir nicht. Doch soll er derartiges Versprechen dem Junker in die Hand gelobet haben.“

„Hatte der Bursch nicht Beziehungen zu jenem Mädchen, bei dessen Vater der Frevler sich verborgen und auf dessen Gehöft der Frevler den tückischen Pfeil auf mich entsandte.“

„So viel mir bekannt, lieben sich die jungen Leute, doch kommen beide wohl eher unter das Schwert als an den Traualtar!“

„Wer weiß,“ sagte Leonhard weich und sinnend, so daß der Gejaidmeister erstaunt aufsah und verwundert über den Stimmungswechsel des Fürsten den Erzbischof betrachtete.

„Ich will den Burschen auf besondere Weise strafen. Der Frevler bleibe frei, das Leben soll ihm gelassen werden, so er jenes Mädchen binnen Jahresfrist ehelicht — —“

„Euer Gnaden!“

„— — binnen Jahresfrist ehelicht und ein Hochzeitsgeschenk bestreite Ich zum Danke für die Rettung meines Neffen. Sage Er dies dem Burschen und laß Er es der Dirne wissen. Heirathen sie sich nicht und bringt er Mir das Leben nicht wieder auf die Höhe, so soll er nach Umfluß eines Jahres in Acht und vogelfrei erkläret werden. Eingefangen, soll der Bursch dann geblendet und gerädert, sein Leichnam aber den Raben preisgegeben werden.“

„Also befehle Ich's. Nun gehe Er. Jäger, und hege Er Mir Mein Steinwild. Der Junker aber soll auf Hohensalzburg kommen. Ich will ihn lieber in Meiner Nähe haben! Gott befohlen!“

Die Rechte des Gebieters ehrerbietig küssend, entfernt sich der Gejaidmeister höchlich verwundert über den Erzbischof, den er noch nie so mild und weichherzig gesehen.

Eine Stunde später war die weiche Gefühlsregung in Leonhard freilich in das Gegentheil verwandelt, als er ein päpstliches Schreiben öffnete und zu seiner namenlosen

Ueberraschung den Befehl Leo's X. las, womit dem Erzbischof die Säkularisation des Domkapitels aufgetragen wurde.

Erst entrang sich der mächtigen Brust Leonhard's ein Aechzen, dann aber verfiel er in ein wüthig Toben und schrie wie ein Besessener, alles zertrümmernd, was seine Fäuste erwischten.

Erschrocken stürzen die Leibdiener in das Gemach, die Leonhard anbrüllt, den Kanzler zu holen und Ilsung dazu, schnell und eilig, so ihnen das Leben lieb sei.

Dann verfällt Leonhard in thränenreiches Schluchzen, es überkommt ihn ein Weinkrampf, er stöhnt wie zu Tode verwundet:

„Mein liebes Ordenskleid, Mein geliebter Orden!"

Und in tiefer Rührung befühlt Leonhard den Ordenshabit und streichelt das rauhe härene Kleid.

Doktor Mändl kommt blaß vor Schrecken ins Gemach und steht wie erstarrt beim Anblick seines schluchzenden Gebieters, gleich darauf auch Doktor Ilsung, der fassungslos den Erzbischof in Thränen betrachtet.

Und Leonhard flüstert vor sich hin: „Ist denn Alles gegen Mich. Untreu die Stadt, falsch sogar Meine Ordensbrüder, die sich des Kleides schämen. Schande über sie. Erschlichen ist die Bulle, ein Monstrum das Verlangen, ein Ordenskapitel plötzlich zu verweltlichen. Ich weigere die Perfektion. Ich bleibe treu dem Orden. Stehe Mir bei, Skt. Augustin, in diesem neuen Kampfe. Nein, nein! Niemals bewillige ich diese Säkularisation, nie! Und wenn Ich Feind des Papstes werden müßte."

Ilsung vermag den Vorgang nicht zu enträthseln und um nicht länger im Unklaren zu sein, räuspert er sich, dadurch den Erzbischof auf die Anwesenheit der Berather aufmerksam machend.

Leonhard hebt das vom Weinkrampf geröthete Haupt und spricht wehmüthig:

„Seid Ihr da, Meine Freunde? Ihr kommt zu bitterer Stunde. Sehet hier, was der Papst Mir zu wissen thut. Eine Bulle, die das Domstift im Orden Skt. Augustin's aufhebt. Sie wollen fürder nicht Ordensgeistliche sein, die falschen

Kapitelherren: Lies Er, Ilsung! Ach Gott, welch' trübe Zeit!"

Sich zurücklehnend im Stuhl, bedeckt Leonhard die Augen mit seinen Händen und weint still vor sich hin.

Auf das Höchste überrascht, greift Ilsung nach der päpstlichen Bulle, und auch Mändl guckt fassungslos in das Schriftstück.

Halblaut liest Ilsung die Hauptpunkte derselben: „1) Wird in dem Domstifte zu Salzburg der Orden des heiligen Augustin nebst dem gemeinschaftlichen Leben nicht nur für die Zukunft gänzlich aufgehoben, sondern es werden auch schon die gegenwärtigen neun Domherren von der Regel und allen Ordenssatzungen, nur mit Ausnahme der drey wesentlichen Gelübde, völlig freygesprochen. Dafür aber wird 2) nach dem Beispiele anderer Domkirchen in Deutschland ein freyweltliches Kapitel von 24 Domherren errichtet. 3) Um die Einkünfte des Kapitels zu vermehren, und um daraus jeden Domherren eine anständige Personalpfründe zu verschaffen, wird von den erzbischöflichen Tafelgütern ein Vermögensantheil, welcher jährlich wenigstens 1000 Gulden Rheinisch einträgt, abgesondert und der gemeinschaftlichen Kapiteltafel einverleibt. 4) Werden in der Domkirche, zur Besorgung des Chorgesanges und zur Aushilfe der Domherren, 12 Weltgeistliche als Vikarien oder Kapläne angestellet, und ebenfalls aus den Einkünften des Kapitels besoldet."

Ilsung traut seinen Augen nicht, er liest die Bulle ein zweitesmal; Mändl ist sprachlos vor Ueberraschung.

Ein Blitz aus heiterem Himmel kann nicht verblüffender wirken, als diese, in Rom offenbar in aller Stille ausgearbeitete Bulle, die den seinem Orden innig ergebenen Erzbischof tief kränken und im Innersten verletzen muß.

Ilsung legt die Bulle auf den Tisch und schüttelt das Haupt. —

Mändl bemüht sich flüsternd den Herrn und Gebieter zu beruhigen, den Kanzler schmerzen dessen Thränen mehr als die zeitweiligen Zornesausbrüche des gewaltthätigen Fürsten.

Die Hände vom Gesicht nehmend, fragt Leonhard: „Was **sagt Ihr, Meine Getreuen, zu solcher Hinterlist!"**

„Ich bin," erwidert Ilsung, „mit gnädigster Permission der Meinung, daß sothane Bulle nicht ohne Protest entgegen zu nehmen, daß die Landschaft zu avertiren ist, auf daß gemeinsamer Widerstand gegen die erschlichene Säkularisation erhoben werde."

„Und dann?"

„Schließt sich die Landschaft, woran nicht zu zweifeln ist, solchem Protest an, so muß die Hilfe des Kaisers und der benachbarten Fürsten angegangen werden. Sothane Vereinigung und Vorstellung wird in Rom des Eindruckes nicht entbehren!"

„Und wenn doch?"

„Dann würde ich Euer hochfürstliche Gnaden empfehlen, die Giltigkeit der Bulle direkt zu bestreiten und als erschlichen zu bezeichnen. Der Protest muß nach Rom geschickt und einem befreundeten Kardinal zugeleitet werden."

„Was meint Er, Mändl?"

Der Kanzler schließt sich Ilsung's Rath völlig an, nur meint er, daß der Streit mit dem weltlüsternen Kapitel wohl ebenso heftig entbrennen werde, wie der Kampf mit der Stadt Salzburg.

„O, welch' harte Zeit! Das Beste will Ich, Mein Erzstift soll groß und mächtig werden, Ordnung und Sicherheit will Ich schaffen, die Finanzlage bessern, die sich gottlob auch bereits ganz wesentlich gehoben hat; allein wohin Ich blicke, überall Argwohn und Mißtrauen, offene und geheime Auflehnung. Und nun gar Feinde und Rebellen im gemeinsamen Ordenskleide. Es ist zu betrübend und schmerzlich."

„Ich will indeß Euern Rath befolgen. Setz' Er Mir, Ilsung, ein Schreiben an die Landschaft auf, Ich will es hernach unterzeichnen. Ich danke Euch für Eure Unterstützung. Laßt Mich allein anjetzo mit Meinem Schmerz."

Bewegt durch einen Händewink grüßend, entläßt Leonhard seine Räthe und sieht dann lange hinaus in die schneebedeckte, im Abendfrieden liegende Landschaft, aus der stolz und breit der Untersberg mit röthlich vergoldetem Scheitel aufragt. Ist dieser Bergriese nicht ihm selbst ein Vorbild? Steht der Koloß nicht einsam allein und sturmumtost? Und er wanket nicht, er überdauert Sturm und Wetter, trutzig, hart, unbeugsam.

Und scharf und hart soll der Kampf nun gegen die Domherren geführt werden. Schlau und fein hingegen der Diplomatenkrieg im Vatikan.

Auf Weihnachten geht es zu unter Schnee und Eis.

Mißmuthiger denn je verlebt Leonhard die kurzen Tage und langen Nächte auf der einsamen Burg, in Spannung der Antwort der Landschaft harrend, die er zum Zusammentritt trotz ungewöhnlicher Versammlungszeit durch Mändl hat ersuchen lassen.

Und am Weihnachtsabend hatte der Erzbischof die für Rom bestimmte schriftliche Vorstellung der Landschaft in Händen, deren Lektüre ihn tief bewegt und veranlaßt, ein eigenhändig Schreiben an den päpstlichen Kaplan und Auditor Hugo de Spina zu verfassen und darin um Gehör und Vermittelung zu ersuchen, auf daß der Kardinal Leonardo bei Seiner Heiligkeit selbst in Sachen der Säkularisationsbulle vorstellig werden möge und auf deren Zurücknahme dringe zum Heile des Augustinerordens, des Erzstiftes selbst.

Ilsung reiste am Weihnachtsfesttage mit den Schriftstücken über die Tauern nach Rom ab, begleitet von den Segenswünschen und Hoffnungen des Erzbischofs, welch' letztere freilich noch am gleichen Tage tief sanken, als ihm gemeldet wurde, daß die Domherren bereits, der Bulle folgend, weltliche Kleider tragen und Vorkehrungen trafen, das Ordenshaus zu verlassen und Privatwohnungen zu beziehen.

In seinem Kummer zog es Leonhard an diesem Tage ganz besonders zu seinem eben auf der Burg aus Werfen angekommenen Neffen hin, mit dem er das Fest verlebte und es willig, gerührt, geschehen ließ, daß Hartwig des Oheims Hände küßte und ihm herzlich dankte für die seinem Lebensretter gewährte Gnade.

Ausführlich ließ sich Leonhard den Vorfall schildern und ermahnte Hartwig sodann mild und sanft, künftig sich nicht mehr in solche Gefahr zu begeben. Auch möge Hartwig mit der Pirsch auf Steinwild auf spätere Jahre warten, einstweilen sei er noch zu jung und unerfahren dazu. Und wie es mit dem Brautpaare stünde drinnen in den wilden Bergen, will Leonhard noch wissen.

Freudig erzählt Hartwig, daß die Botschaft durch den Gejaidmeister Glück und Freude in die zwei Lehenhöfe gebracht, daß die Leute den guten Fürsten lobpreisen und für ihn beten, auf daß er noch lange leben und dem Volk erhalten bleiben möge. —

Gerührt flüstert Leonhard: „Es gibt also noch Leute, die für mich beten und dankbar sind.“

Hartwig erzählt des Weiteren, daß die Hochzeit im Frühjahr stattfinden werde, und fragt, ob er hiezu wieder nach Werfen reisen dürfe.

Leonhard bejaht die Bitte, ja er will selbst ins Gebirge, wenn die unruhigen Zeitläufe ihm solche Absentirung verstatten werden.

So verging unter Gesprächen und verwandtschaftlichen Meinungsäußerungen der Abend still und ruhig auf der verschneiten, frostumwehten Burg.

Unten in der Stadt gab es wenig Festfreude; Bürger und Rathsherren pflogen geheime Berathungen zu einem Handstreich gegen den Erzbischof, der angesichts der leichten Erregbarkeit der Salzburger sicher zu einem allgemeinen Aufstand und zur Vertreibung des Fürsten führen werde.

* *
*

Bitter kalt hat das junge Jahr 1511 begonnen in der Bischofsstadt, deren Häuser und Gebäulichkeiten mächtige Schneehauben tragen, die im steifen Frost zu festen Riesenklumpen zusammengefroren sind.

Schmale Pfade längs der Häuser sind ausgeschaufelt, in Mitte der Gassen hat man das winterliche Geflock liegen gelassen, wie es eben heruntergewirbelt ist.

Dicht verschneit sind die Höfe und offenen Plätze, die Salzach bringt Treibeis in großen Schollen, die knisternd aneinanderstoßen, zischend untersinken und wieder auftauchen, um dann weiter gen Bayern zu schwimmen. Schwere Schneelast tragen die Fichten und Tannen an den Hängen der beiden die Stadt einschließenden Berge, wie verzuckert glänzt im weißen Winterschmuck die trutzige Burg.

Schneewände hängen dräuend an den Schrofen, jetzt durch den Frost festgehalten. Der stolze Dom trägt gleichfalls einen Hermelinmantel und erscheint noch größer, mächtiger durch die Schneedecke auf den Thürmen und dem weiten Dach. Je heller das Geflock auf den Gebäuden glitzert, desto schwärzer erscheinen die Wände der alten Häuser, der Wälle und Ringmauern.

In Pelze gehüllt stapfen die Rathsherren durch die Gassen, dicht in Mäntel vermummt die Bürger, so sie die Weingruben aufsuchen oder der Tagesarbeit nachgehen; Weiber und Kinder jedoch bleiben beim warmen Ofen. Die Rathsherren haben es wieder einmal gar eilig, ins Stadthaus zu kommen und sich über die große Neuigkeit auszusprechen.

Die dem geschworenen Rath gewordene Einladung zu einem Festmahle in der bischöflichen Residenz ist eine Neuigkeit, die nach allen Richtungen hin besprochen werden muß. Einmal nach der politischen Seite hin, weil sothane Einladung mehr minder auf einen Gesinnungswechsel des Fürsten deutet und erwartet werden darf, daß der Keutschacher es nunmehro versuchen wird, bei festlichem Gelage sich der Stadt auf friedliche Weise zu nähern und eine Aussöhnung anzubahnen.

Dann wird zu besprechen sein, ob der Rath in corpore Galakleidung anlegen soll. Auch wird ein Sprecher zu wählen sein, der im Namen des geschworenen Rathes eine Ansprache hält und für die Einladung den Dank darbringt.

Für den Fall einer politischen Auseinandersetzung muß indeß der Sprecher dem Diplomaten gewachsen sein, auf daß eine Ueberrumpelung, eine Schädigung der Stadt und eine zu große Schmälerung der alten Rechte vermieden werde.

Die geeignetste Persönlichkeit wird zwar Matsperger sein als gewandter Redner und wohlerfahren in allen Stadtangelegenheiten. Allein sein Kampf gegen Leonhard ist so scharf, seine Haltung so schroff, daß Matsperger's Erscheinen sicherlich den etwa zu Milde und Nachgiebigkeit geneigten Bischof umstimmen dürfte.

Jeder der Geladenen ist an sich erfreut und betrachtet die Ladung als eine besondere Auszeichnung und Werthschätzung der eigenen Person.

Neugierig sind die auf das Stadthaus zutrippelnden Rathsherren, ob auch Matsperger mit einer Einladung bedacht wurde. Wo immer Räthe zusammentreffen, wird diese Frage aufgeworfen, und schier allgemein ist man der Meinung, daß der Bürgermeister übergangen sein dürfte, daß Leonhard den unbeugsamen Matsperger nicht an seiner Tafel sehen wolle.

Um so größer ist daher das Erstaunen, als Matsperger dem im Saale versammelten Rathe gelassen und kühl mittheilt, daß der Einsager des Erzbischofs ihm vor allen anderen die Einladung mit dem Ersuchen überbrachte, in seiner Eigenschaft als Bürgermeister den Führer der Geladenen machen zu wollen.

Mit dieser Bitte des Erzbischofs zerfällt natürlich jegliche frühere Muthmaßung in nichts, und es ist selbstverständlich, daß der Bürgermeister jetzt auch der Wortführer bei der Festtafel sein werde.

Da Matsperger die höchste Gala proponiret, ist auch die Kleiderfrage rasch und ohne Widerrede erledigt. Ein Meinungsaustausch nach der politischen Seite hin unterbleibt ebenfalls, da der Bürgermeister selbst glaubt, daß der Erzbischof einlenken und dies bei fröhlichem Mahle bekunden wolle. Sollte er einen Schachzug indeß beabsichtigen, so werde Matsperger Augen und Ohren offen halten und seinen Mann stellen wie bisher.

Damit sind die Rathsherren zufrieden; für sie entfällt ja, so Matsperger auf seinem Beobachtungsposten steht, die Verpflichtung gespannter, pflichtmäßiger Aufmerksamkeit und sie können sich in aller Behaglichkeit den Tafelfreuden hingeben.

Nur der alte Ritzinger wiegt sinnend das weiße Haupt, ihm gefällt die Einladung nicht, wiewohl sie nichts Ungewöhnliches ist, da Leonhard schon einigemale Mitglieder des Rathes zur Hoftafel gezogen hat. Doch behält der greise Kaufherr seine Gedanken für sich, um nicht unnöthige Beunruhigung hervorzurufen. Wenn der schlaue Matsperger nicht Verdacht hegt, kann ja schließlich ein Gemeinderath der Sache vertrauen.

Sich auf das kommende Gelage freuend, kehren die Rathsherren pelzumwickelt wieder in ihre Wohnstätten zurück, wo die

Frauen Auftrag erhalten, die Galakleidung in Seide beizuschaffen für den Vincentiustag.

Auch Matsperger ist heimgegangen, um mit Gertrud ein Weilchen zu plaudern und ihr zu erzählen, wie einfältig die gespreizten Rathsherren sich über die Einladung freuen und von ihrer Wichtigkeit anjetzo überzeugt sind.

Die kluge Frau horcht dem Gatten aufmerksam zu und äußert sodann, befragt, was sie von der Einladung halte, daß sie froh sei, ihre Tochter als Ehefrau Alfonsens für alle Fälle gesichert zu wissen.

Etwas betroffen blickt Matsperger auf seine stille, kluge Frau, deren Aeußerung auf Mißtrauen schließen läßt.

„Meinst Du, Gertrud, daß der Rübler etwas Gewaltsames plant?“

„Lieber Hans, ich kann das unmöglich wissen, ja nicht einmal ahnen. Da Du mich aber im Besonderen um meine Meinung fragest, so will ich Dir sagen: Ich halte die Einladung bei all ihrer Ungewöhnlichkeit für einen Kniff des Keutschachers. Der Bischof wird Absichten, Gründe haben, den Rath bei sich zu versammeln. Du wirst sehen, daß der Fürst Euch mit einer Ueberraschung aufwartet!“

„Hm! Ueberraschen kann er mich nicht. Ich bin gewappnet. Keinen Schritt weiche ich zurück vom Wege unseres Stadtrechts. Der Rüber mag es probiren, er findet in mir einen Mann, der ebenso trotzen kann, wie er selber!“

„Poche nicht zu stark auf Deine Macht und das Recht. Stärker, gewaltiger ist Leonhard im Besitz seiner Hoheit. Doch ich will nicht zu schwarz sehen. Was Du thust, Hans, ist immer wohlgethan!“

„Hab' Dank, Gertrud, für Deine gute Meinung. Mit dem Bischof werde ich fertig. Hat er die Heirathsdukaten nicht von mir bekommen, wird er auch den Rathsbrief nicht empfangen, nach dem er lüstern ist, wie eine Ziege nach leckeren Kräutern!“

„Wenn der Bischof Dir nur nicht mit rauher Gewalt Deine Anordnungen vergilt!“

„Was kann er wollen gegen mich? Es sind doch nur Zwischenfälle ohne besondere Tragweite.“

„Ich weiß nicht, Hans! Es ist kaum anzunehmen, daß Leonhard die Dinge, so sie eine direkte Spitze gegen ihn hatten, so rasch wird vergessen oder gar verziehen haben. So meine ich, wird der Bischof Dir das Verbot des Ehrengeleits der Bürger beim Besuch des Bayernherzogs nicht ungerochen lassen!“

„Rache für dergleichen? Ha! Was ich darnach frage. Wenn sich der Rübler darob ärgerte, umso besser!“

„Und die Geschichte vom Reinfel?“

„Bin ich ein Kleinzapfler, der mit Wein in Kannen handelt? Wenn der Rübler Rivoglio will, soll er sich solchen selber kommen lassen. Aber der Knauser scheut die Transportkosten!“

„Gewiß bist Du hiezu nicht verpflichtet. Indeß wird der Bischof Dir die Verweigerung einer Gefälligkeit übel genommen haben, so übel wie die Verhaftung des verdingten Halleiner Schiffmannes und die Einsperrung manch' anderen bischöflichen Dieners.“

„Wenn die Kerle betrunken waren und die Ruhe störten, war es meine Pflicht einzuschreiten. Der Bischof ist indeß immer gleich oben 'naus und beleidigt, wenn eines seiner Leute nach bürgerlichem Gesetz behandelt wird. Doch genug davon. Will der Rübler kritteln und deuteln, mag er es wagen, ich stelle meinen Mann und weiß mich zu verantworten. Komm', Gertrud, wir wollen zu Tisch gehen!“

Sonnenklar, doch furchtbar kalt hat der Vincentinstag begonnen. Die Kälte war so groß, daß die Vögel erfroren, und die Laufbrunnen den Dienst versagten. Das Volk verkroch sich in den Häusern gleich den Hunden und menschenleer blieben selbst zu den Gewerksstunden die Gassen.

Nur die zur Tafel geladenen Rathsherren stolzirten wie die Pfauen, geschniegelt und gezieret dem Fronhof zu, der Kälte nicht achtend, in ihren Seidengewändern, wiewohl ihnen Hände und Nasen blau anliefen. Um ja nur ihre Galakleider zur Geltung zu bringen, haben sie auf die wärmenden Pelze verzichtet, sie frieren lieber aus Eitelkeit und stapfen im Schnee mit ihren leichten Schnabelschuhen.

An Haar und Bart bildete sich rasch eine Reifkruste, die

scharfe Luft brannte auf den Gesichtern und trieb zur Eile. Ein possirlich Hüpfen war es, und schließlich liefen die Herren wie die aufgestoßenen Hasen der bischöflichen Residenz zu, wo der Pförtner das Thor angelweit offen hielt und die Räthe willig einließ und in einer warmen Stube warten ließ.

So groß war das Verlangen nach einem erwärmten Gelaß, daß den frierenden Rathsherren das Fehlen der üblichen Thorwache gar nicht auffiel.

Einer der Letzten ist Matsperger angekommen; er trägt Sonntagskleidung mit den Insignien seiner Bürgermeisterwürde. Ihn frägt der Pförtner mit spöttischem Lächeln, ob es richtig sei, daß mit ihm und dem Rathsschreiber noch zehn vom Rath zur Tafel kommen.

Matsperger bejaht, doch mustert er den Diener mit scharfem Blick und fragt nach dem Grunde der Frage.

Der Pförtner meint, dann seien sie jetzt wohl Alle da, und das Thor könne geschlossen werden.

„Wieso geschlossen?“ fragt, mißtrauisch werdend, der Bürgermeister.

„Es ist nur wegen der großen Kälte. Geht nur hier hinein, vieledler Bürgermeister, es harren Eurer bereits die Herren vom hohen Rath!“

Und polternd schlägt der Pförtner das Thor zu und schließt es ab mit mächtigem Schlüssel.

In Matsperger regt sich ein seltsam unbehaglich Gefühl, das er mühsam niederkämpft. Ein bischöflicher Diener nahet sich, begrüßt in schuldiger Ehrfurcht den Bürgermeister und vermeldet, daß Seine hochfürstliche Gnaden die Herren bereits oben im Speisesaale erwarten.

Matsperger heißt die im Gelaß neben dem Eingang harrenden Rathsherren ihm folgen, und gravitätisch schreiten die Geladenen die Treppe aus Untersberger Marmor hinan, geführt von dem Diener, der zeitweilig zurückblickt, wie um sich zu vergewissern, daß auch Alle ihm folgen und Keiner zurückbleibt oder auskneift.

Vor der Flügelthüre im oberen Stockwerk angelangt, öffnet der Diener tritt zur Seite und läßt die Geladenen in die goldene Stube, den Speisesaal, eintreten.

Erwartungsvoll treten die Herren ein und stellen sich im Halbkreis auf, ziemlich verwundert, daß der goldstrotzende Saal ungeheizt ist.

Matsperger überblickt die Tafel und stärker regt sich sein früher aufgetauchtes Mißtrauen beim Anblick der sonderbar gedeckten Speisetafel, auf welcher zwar je ein Teller mit einem Stück Brot liegt, jedoch Löffel, Gabel und Messer gänzlich fehlen. Und das Kreischen des Schlüssels an der Eingangsthüre läßt ihn zusammenzucken; kein Zweifel, man hat soeben die Herren eingeschlossen.

Schon will Matsperger, von schlimmen Ahnungen erfüllt, einer Abschließung der Seitenthüre zuvorkommen und durch diese flüchten, da tritt durch dieselbe, gefolgt von Hellebardieren der Erzbischof im weißen Habit ein mit ergrimmtem Angesicht und zornglühenden Augen.

Blitzschnell umringen die Trabanten die Gäste, die Schreckensrufe ausstoßen und wie gelähmt vor Entsetzen stehen, so daß die Hellebardiere sich ohne Mühe der Rathsherren bemächtigen können.

Bleich steht Matsperger und gräbt seine Zähne tief in die erblaßten Lippen.

Leonhard aber tobt mit fürchterlicher Stimme: „Hab' ich Euch endlich, Ihr Hochverräther! Unmittelbar wolltet Ihr Euch machen, Ihr Hohlköpfe, und dumm wie die Tauben seid Ihr auf die Kirrung zugeflogen. Die Tafelfreuden lockten Euch wohl und ließen Euch die Klugheit vergessen. Ihr glaubtet wohl, Ich sehne mich nach Eurer Gesellschaft und sei glücklich, mit Euch tafeln zu können. Nein, Hochverräther bewirthet man nicht. Für Untreue, für Rebellen das Schwert. Ihr, gestrenger, hochweiser, vieledler Bürgermeister, habt den Vortritt zum Züchtiger (Scharfrichter), der Euch die Vergeltung gibt für Eure Spitzfindigkeiten und Edelthaten. Mir habt Ihr nach dem Leben getrachtet — jetzo gilt es das Eure!“

„Packt sie, bindet sie, daß Keiner Mir entkomme. Schleppt sie auf die Burg. Der Züchtiger harret Eurer in Radstatt! Fort mit Euch, Hochverräther!“

Ein Gewimmer geht durch den Saal; einzelne Rathsherren sind in die Kniee gesunken und flehen um ihr Leben.

Matsperger steht fest und unbeweglich, wortlos läßt er sich die Arme auf den Rücken binden. Dann wird die Eingangsthüre wieder geöffnet, der Diener, welcher früher den Herren tiefe Reverenz erwies, lächelt jetzt höhnisch und läßt sie unter Spottworten vorüberziehen. Jetzt steht auch die übliche Thorwache wieder an ihrem Platz und vor dem Fronhof harrt der Gefangenen ein Theil des bischöflichen Fähnleins in Wehr und Waffen. Hans von der Alben führt den Zug sofort hinauf zur Veste in eiligem Schritt. Den Zug beschließt Leonhard mit der bewaffneten Dienerschaft.

Auf der Burg angekommen, ließ Leonhard den Gefangenen in einem Saale Speise und Trank vorsetzen, da sie ja um das Mahl in der Residenz gekommen sind, und die Orgel mit dem Stierruf mußte die Tafelmusik spielen. Wild und trutzig brüllt der Stier von Hohensalzburg hinaus in die schneidend kalte Winterluft und kündet den Salzburgern ein neues Ereigniß. Den Rathsherren ist jegliche Speise- und Trunklust vergangen. Stumm steht Matsperger am vergitterten Fenster und sieht durch dasselbe hinab zur verschneiten Stadt, gequält von Selbstvorwürfen über sein unvorsichtig Vertrauen. Ein bitteres Lächeln schwebt auf seinen Lippen.

Unabläßig brüllt der Stier in die inzwischen aufgezogene Dämmerung. Unten in der Stadt blinken Lichter auf, es wird lebendig auf den Gassen, Fackelschein zittert hin und her, kein Zweifel, die Bürger haben Kenntniß erhalten von der Gefangennahme und wollen remonstriren. Zu spät! Der Rübler ist ebenso gewaltthätig wie schlau; er hat seine Vorkehrungen klug getroffen und was seine Burg birgt, ist sicher geborgen.

Lärm an der Saalthüre, das Eintreten von Trabanten mit Fackeln und Windlichtern veranlaßt Matsperger, das Fenster zu verlassen und sich der Thüre zuzuwenden. Wieder werden die Gefangenen gefesselt und über den Burghof geführt. Mancher Rathsherr läßt den Thränen freien Lauf, andere bitten um schützende Mäntel, doch die Knechte drängen und stoßen vorwärts. Rasch binden die Trabanten die Gefangenen paarweise Rücken an Rücken zusammen und werfen selbe dann in die Schlitten, höhnend und spottend der Weherufe und Klagen. Dann hockt

je ein Knecht hinten auf und unter Peitschengeknall geht es in die bitterkalte Nacht hinaus den Bergen und dem Tode zu.

Schwer erkrankt, mit erfrorenen Händen und Füßen kamen die Gefangenen in der wallumgebenen, starkbefestigten Bergstadt Radstatt an, wo sie auf Geheiß des Fürsten in Pflege genommen wurden. Drei Tage darauf ließ Leonhard ihnen sodann wissen, daß er in Gnaden Willens sei, sie ihren Weibern und Kindern wiederzugeben, wasmaßen ihm unter Verzicht auf jegliches Stadtrecht der Rathsbrief ausgefolget werde. Zu diesem Behufe sei es dem Bürgermeister verstattet, im Namen seiner Gefangenen nach Salzburg zu schreiben.

So schwer Matsperger es ward, diesen Schritt zu thun, zumal er sich sterbenselend fühlte, im Interesse der übrigen Räthe entschloß er sich, den Willen des Erzbischofs zu erfüllen, und schrieb an die Gemeinde, sie solle die Bedingungen annehmen und vollziehen, wasmaßen im Weigerungsfalle sämmtliche Gefangenen unter dem Schwerte endigen müßten.

In banger Sorge harrten die Gefangenen der Antwort, die nach vier Tagen in Radstatt durch eigene Boten schriftlich einlangte, die Hoffnungen aber sinken machte, denn die Gemeinde schrieb, daß sie nicht berechtigt sei, ohne Bürgermeister und vollständigem Rath unter die zu stipulirenden Vertragspunkte das Stadtsiegel zu setzen, und außerdem befürchte die Gemeinde, bei Verbringung des Sigillums nach Radstatt ebenfalls in eine Falle gleich den Rathsherren zu gerathen.

Ebenfalls neugierig auf die Antwort der Gemeinde begab sich Leonhard an das Krankenlager Matsperger's und fragte nach der Botschaft. Unter wehmüthigem Lächeln sagte der Bürgermeister Bescheid. Der Erzbischof schmunzelte: „Ei, ei! Wie klug und vorsichtig anjetzo die Salzburger geworden sind. Schreib' Er, Matsperger, dessen Trutz Ich gebrochen glaube, zurück: „Ich gebe frei Geleit für zehn von der Gemaine, so sie mit dem Sigillum urbis kommen, vorausgesetzt, das sothanes Sigillum unterdessen zu keinem andern Zweck gebraucht wird. Hat Er Mich verstanden?"

„Ja, fürstliche Gnaden!"

„Ei, sieh' doch! Der trutzige Matsperger findet Ton und Titel zu richtiger Anrede!“

„Unhöflich war ich nie!“ brummt der Bürgermeister und lehnt sich ermattet in die Kissen seines Bettes zurück.

„Gute Besserung und baldige Genesung!“ wünscht Leonhard und verläßt das Gemach. Mit zitternden Händen schrieb er bei schwindendem Sonnenlicht die neue Botschaft nach Salzburg.

Wieder vergingen etliche Tage banger Sorge und schwacher Hoffnung. Da am Montag nach Lichtmessen trafen die Abgesandten der Gemaine mit dem Stadtsiegel und dem Rathsbrief in Radstatt ein.

Im Gemache Matsperger's ward sodann im Beisein des Fürsten die Verschreibung der Bürgerschaft aufgenommen, welche von fünf der abgesandten Gemeindemitglieder unterzeichnet und mit dem Sigillum urbis Salisburgensis gesiegelt wurde. Demüthig überreichte Kaspar Kaserer das fertige Schriftstück dem Erzbischof, der die wichtige Verschreibung gelassen entgegennahm, hierauf aber sagte: „Und wo ist der Rathsbrief?“

Seufzend öffnet Kaserer sein Wams und nimmt von seiner Brust, auf welcher er das kostbare Privilegium getragen, das vielumstrittene Dokument.

Leonhard kann das Zittern seiner Hände nun nicht mehr verbergen, ein Beben fliegt durch seine Hünengestalt und hastig reißt er das heißersehnte Schriftstück an sich.

Endlich!“ ruft er mehr für sich als für die Anderen aus und preßt die Urkunde nebst der Beschreibung fest an sich.

Ehrerbietig fragt Kaserer nun, ob nun die Gefangenen frei seien und heimgebracht werden dürfen, so sie überhaupt transportfähig seien.

„Noch nicht! Erst schwöret Mir Urfehde! Ich werde jedem der erkrankten Herren den Eid abnehmen.“

„Außerdem haben Matsperger, Schwaiger, der Rathsschreiber, Tunkl, Gauchsperger, Klauer und noch vier andere, die noch benamset werden, zweitausend Goldgulden Pön zu zahlen!“

Ein Flüstern des Schreckens geht durch die Versammlung.

Da fragt Matsperger, der ermattet auf sein Bett gesunken war:

„Bin ich dann frei?“

„Ja nach beschworener Urfehde!“

„Ich schwöre und zahle!“

Peinlich genau nahm Leonhard jedem einzelnen der Gefangenen den Urfehdeeid ab und gab sie alsdann frei. —

Die frohe Kunde — an den Verlust des kostbaren Rathsbriefes dachten die Herren in diesen Stunden wenig oder gar nicht — kräftigte die Räthe soweit, daß sie Tags darauf, am 3. Hornung, in warme Decken eingehüllt, die Heimreise antreten konnten.

Auch Matsperger fuhr mit, ein gebrochener Mann.

Der Trotz der Stadt war gebrochen, der Erzbischof unumschränkter Herr und Gebieter.

Heimgekehrt, verwahrte er sorglichst Brief und Verschreibung und ließ dann im Siegesgefühle den Orgelstier brüllen.

Und der Stier brüllte vier Jahrhunderte hindurch von der Veste, wenn auch in späteren Zeiten jener Ruf nicht mehr Gewaltthaten wie unter Leonhard verkündigte.

Im Jahre des Heils 1894 hat man dem Stier von Salzburg das Lebenslicht ausgeblasen und ein Orgelwerk an seine Stelle gesetzt, das jetzt neben Chorälen auch Menuette und Weisen modernster Komponisten herunterleiert.

Vergessen ist die dräuende Zeit und der wilde, trutzige Stier von Salzburg.

Ende.

Das Ende eines Uebermenschen.

Der hochinteressante und spannende Roman beginnt in morgiger Nummer. **Versäume kein Abonnent** sich die Fortsetzungen zu sammeln, da dieser Roman als Erstabdruck in der „Neuen freien Volkszeitung“ erscheint und eines der hervorragendsten Werke des berühmten Schriftstellers Karl Fuchs ist.